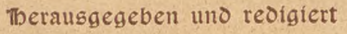
1899

Österreichisch-Ungarische Revue.







Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

25. Band, 2. u. 3. Heft.



13. Jahrgang. 13. Jahrgang.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

eneraldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 24. Bande werden der nächsten (4.) Nummer beigegeben.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

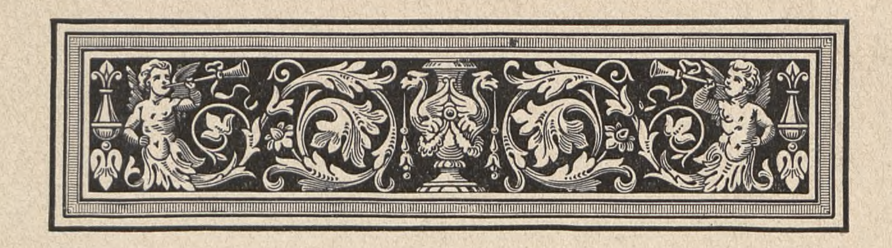
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 Mark = 2·50 Francs.



Die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Armee in den letzten 50 Jahren.

Von —w—.

Im Rückblick auf das bedeutungsvolle Jahr 1898, in welchem alle guten Patrioten sich in dem Wunsche vereinigt haben, das Jubiläum unseres Kaisers und Königs festlich und freudig zu begehen, geziemt es sich auch, mit begeistertem Herzen und inniger Dankbarkeit der großen Liebe und Sorgfalt zu gedenken, welche der Allerhöchste Kriegsherr seit einem halben Jahrhundert unausgesetzt der Armee zugewandt hat.

Mit Leib und Seele Soldat, war unser Herrscher stets ein leuchtendes Vorbild kriegerischer Tugend. Als junger Prinz erwarb er sich bei Santa Lucia die Feuertaufe, und ebenso bewährte er auf anderen blutigen Gefilden seine Tapferkeit. Neben allen seinen umfassenden Regierungsgeschäften war im Frieden sein unablässiges, eifrigstes Bestreben dahin gerichtet, die Armee auf jene hohe Stufe zu heben, auf der wir sie jetzt finden. Epochal waren die Veränderungen, welche sie in dieser langen, so ereignisreichen Zeit durchmachen muſste. Die großartigen, sich drängenden und überstürzenden Fortschritte der Technik, die ungeahnte, ungeheuere Entwicklung des Verkehrswesens, die einschneidenden politischen und socialen Wandlungen unserer Epoche konnten auf das Heer nicht ohne tief wirkenden Einfluſs bleiben. Verständnisvoll ist die Heeresverwaltung dem großen Zuge der Zeit gefolgt, und der Kaiser war stets der erste in seinem Bemühen, die Armee zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen.

Ein Rückblick auf die Vergangenheit zeigt am besten, was alles in diesen Jahren geschehen und geleistet worden ist. In schwerer Bedrängnis trat unser Kaiser und König die Regierung an. Der Aufstand war noch nicht überall besiegt, Feinde umlagerten rings das Reich; seine Rettung lag ausschließlich in der Armee. Dank ihrer Treue, Tapferkeit und ihrem vortrefflichen Geiste kam sie ihrer hehren Aufgabe im vollsten Umfange nach, obwohl sie der Ausbruch der Revolution in Italien, Böhmen und Ungarn ganz unvorbereitet gefunden hatte, denn damals waren nicht jene Vorsorgen getroffen, welche gegenwärtig den Übergang in die Kriegsformation in so rascher Weise gestatten.

Die fast ein Vierteljahrhundert umfassenden Kriege gegen Frankreich hatten als unausweichliche Rückwirkung zur Folge, dass sich alles nach Frieden sehnte — die Armee trat in den Hintergrund, und in militärischer Beziehung waltete eine völlige Stagnation vor und zwar umsomehr, als Kaiser Franz I. und Fürst Metternich jeder Neuerung abhold waren. Ein Streben nach Weiterentwicklung des Heerwesens hörte damit auf, die Beförderungen stockten fast vollständig, die Armee blieb auf jener Stufe stehen, die sie zu Ende der Feldzüge erreicht hatte. An Stelle der kriegsgemäßen Ausbildung traten Parademanöver, deren einzelne Momente tagelang vorher einstudiert wurden, um ein Scheingemälde zu liefern. Nur die in Italien campierenden Truppen bildeten eine Ausnahme. Hier hatte es Feldmarschall Graf Radetzky verstanden, durch seine vortrefflichen Felddienstvorschriften, durch seine geschickt angelegten, berühmt gewordenen Manöver die ihm anvertrauten Corps auf einen hohen Grad der Schlagfertigkeit zu bringen. Sie waren eine Schule nicht nur für unsere, sondern auch für die fremdländischen Officiere, die in der Lombardei und in Venetien richtige Bilder des Krieges sehen konnten.

Ein frischeres Leben kam in die Armee erst anfangs der Vierzigerjahre. Ihr äußeres Merkmal war die neue Adjustierung, an der vorher nichts geändert werden durfte. Das Avancement wurde besser, und man begann das so lange Versäumte nun langsam nachzuholen. Das war aber schwer, denn man wollte sparen und betrachtete jede Auslage für das Milttär als eine überflüssige. Am ärgsten war der Widerstand der Hofkammer und jener des Hofkriegsrathes, der, im Bureaukratismus und Formalismus verknöchert, sich gegen jeden Fortschritt sträubte. Vergebens machte Feldmarschall Graf Radetzky auf die schwierige Stimmung und die Gährung in Italien aufmerksam und bat um Vermehrung des Standes an Truppen. Erst im Jahre 1847 wurden ihm

einige Bataillone und Batterien zugesagt, wobei die Standeserhöhung der Mannschaft durch Abgabe von den 3. Bataillonen, die Bespannung der Artillerie durch Pferdeabgabe aus dem Inlande erfolgte. Mit solchen kleinlichen Mitteln suchte man dazumal abzuhelfen; für den nothwendigen Train war absolut nicht vorgesorgt. Wir haben dieses Beispiel angeführt, um darzuthun, wie das Jahr 1848 das Heer nicht in jenem Zustande der Bereitschaft traf, dessen der Augenblick bedurft hätte.

Aus eigener Kraft überwand die Armee alle diese, durch Vernachlässigung ihrer Interessen hervorgerufenen Schwierigkeiten und fand nach der Thronbesteigung des Kaisers durch ihn die außerordentlichste Förderung ihrer geistigen und materiellen Bedingungen. Die Dienstzeit wurde von 14 auf 8 Jahre herabgesetzt. Zur Hebung ihres Ansehens mussten fortan die Unterofficiere per „Sie" angesprochen werden; statt der Geldgeschenke wurde die Silberne Tapferkeitsmedaille 2. Classe eingeführt, das Militärverdienstkreuz und das Dienstzeichen für Officiere und Mannschaft gestiftet. Als oberste Behörde trat das Armeeobercommando an die Spitze der Verwaltung. Wohl mit demselben vorzüglichen Geiste, aber in seiner Ausgestaltung ein ganz anderes, stand das Heer nach Beendigung der Feldzüge von 1849 da, und mit berechtigtem Stolze konnte es auf den Armeebefehl vom 27. August 1849 hinweisen, dessen Schlusssatz also lautet: „Söhne aller Stämme des Reiches haben den Bruderbund, der sie umschlingt, in den Reihen Meines glorreichen Heeres mit ihrem Blute neu besiegelt und in edlem Wetteifer Österreichs alten Kriegsruhm äußeren und inneren Feinden gegenüber glänzend bewährt. Soldaten! Euer Kaiser dankt Euch im Namen des Vaterlandes; Ihr werdet Euch stets gleich bleiben, der Stolz und die Zierde Österreichs, die unerschütterliche Stütze des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung." Dieses Wort ist wahr geblieben, die Soldaten haben in Glück und Unglück das Vertrauen ihres Kriegsherrn gerechtfertigt.

Nach Beendigung der durch die politische Lage bedingten Aufstellungen gegen Preußen und Russland erfolgten weitere wichtige Neuerungen in der Armee. Das neue Militärstrafgesetzbuch wurde 1855 herausgegeben und damit die entsetzliche Strafe des Gassenlaufens abgeschafft. Im Jahre 1857 erschien das Organisationsstatut, eine umfassende Arbeit, welche die Gliederung der Armee und ihrer Anstalten organisch festsetzte und den Übergang zur Mobilität verfügte. Wenn auch durch die Verhältnisse später vielfach abgeändert, bezeichnete es

doch einen namhaften Fortschritt. Auch der durch Erzherzog Maximilian begründeten Flotte wurde besondere Aufmerksamkeit zugewandt und die „Novara"-Expedition ausgerüstet, um wissenschaftliche Forschungen zu unternehmen und unsere Flagge in fernen Ländern zu zeigen. Die Ereignisse des Jahres 1859 riefen eine neue Gliederung der höheren Commanden sowie die Aufstellung von 18 Infanterie- und 3 Cavallerieregimentern, dann von 5 Jägerbataillonen hervor.

Eine völlige Umgestaltung der Wehreinrichtungen war die Folge des Feldzuges von 1866; sie war bedingt durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und durch den Ausgleich mit Ungarn. Neue Bestandtheile fügten sich dem Heere an, die k. k. Landwehr und die k. ung. Honvéd. Erstaunen und Bewunderung erregte es, wie ungemein rasch sich diese Institutionen entwickelten und einlebten, und wie das Wort des Kaisers in Erfüllung gegangen ist, dass „das neue Element der Landwehren mit der Armee und Kriegsmarine als treue Waffengefährten zusammenhalten werden, getragen von gleichen Pflichten, berechtigt zu gleichen Ehren".

Mit ungemeiner Energie schritt Reichskriegsminister Feldzeugmeister Baron Kuhn an die Neuorganisation der Armee. Einschneidend waren seine Maßregeln, wenn sie auch in manchem zu weit giengen und der Tradition des Heeres nicht genügend Rechnung trugen. In kurzer Zeit gelang es ihm aber trotzdem, unterstützt von dem hingebungsvollen Eifer und Pflichtgefühl der Officiere, die Armee den nun so gänzlich veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Infanterieregimenter wurden in 5 Bataillone zu 4 Compagnien formiert und aus dem 4. und 5. Bataillon das „Reservecommando" mit dem ausgesprochenen Zwecke aufgestellt, daraus neue Regimenter zu 3 Bataillonen zu bilden, sobald die durch die allgemeine Wehrpflicht erwachsende Zahl der Recruten den erforderlichen Stand liefern würde. Die Provinzialisierung der Militärgrenze bedingte die Auflösung der Grenzinfanterieregimenter. Das Flottillencorps wurde zur Kriegsmarine eingetheilt, die Infanterietruppendivisionen als strategische Einheiten aufgestellt. Die Neubewaffnung der Armee mit dem Werndl-Hinterlader wurde in beschränktester Frist durchgeführt, einige Jahre später auch jene der Artillerie mit dem vortrefflichen Stahlbronzegeschütz des Feldmarschalllieutenants Baron Uchatius, das noch jetzt in Verwendung steht, während die meisten anderen Staaten in dieser Zeit ihre Geschütze gewechselt haben. Ein neues Dienst- und Exercierreglement wurde ausgearbeitet sowie die Mobilisierungsinstructionen; das Pferdecon-

scriptionsgesetz sicherte den Bedarf an Pferdematerial für die Trains im Kriegsfalle.

Die Herabsetzung der Dienstzeit auf drei Präsenzjahre und die Creierung der Einjährig-Freiwilligen bedingten die Anspannung der Thätigkeit der Officiere auf das äußerste, um dem Manne in so kurzer Frist den militärischen Geist und alles dasjenige beizubringen, dessen er zur Ausübung seines Berufes benöthigt. Dass dies in solch vollkommener Weise durchgeführt wurde und gelang, ist ein hohes Verdienst aller an dem schwierigen Werke Betheiligten.

Besondere Wichtigkeit wurde der gleichmäßigen Ausbildung des Officierscorps zuerkannt. Schon Feldmarschall Erzherzog Albrecht und Feldzeugmeister Baron John hatten erklärt, dass die höchste Sorge sich dem geistigen Zustande der Armee zuwenden müsse. Feldzeugmeister Baron Kuhn war von der nämlichen Überzeugung durchdrungen, und wenn er auch in dieser Richtung etwas über das Ziel schoss, erwarb er sich dennoch um die Belebung des wissenschaftlichen Elementes große Verdienste. Die Cadettenschulen wurden errichtet, die Kriegsschule erweitert, die militär-wissenschaftlichen Vereine gegründet. Die Gagen der Officiere wurden den damaligen Preisverhältnissen entsprechend aufgebessert. Die Beseitigung des Rechtes der Regimentsinhaber schaffte ein historisches Privilegium ab, sicherte aber das Recht der Officiere, die fortan durch Se. Majestät befördert werden. Die Selbständigkeit der Truppencommandanten in der militärischen Erziehung ihrer Abtheilungen wurde zum Grundsatz erhoben.

Mit hohem Verständnis war der Kaiser auf diese Reformen eingegangen und trug durch die alljährlichen Inspicierungen mächtig bei, die Ausbildung der Truppen in jene Bahnen zu lenken, die namentlich durch die Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges in taktischer Beziehung vorgezeichnet wurden und unserem Exercierreglement das bestimmende Gepräge aufgedrückt haben.

Das 25jährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät erfüllte einen lang gehegten Wunsch der Armee: die Stiftung der Kriegsmedaille für alle diejenigen, die im Laufe der Allerhöchsten Regierung vor dem Feinde gedient haben. Mit inniger Rührung liest jeder Soldat den aus ganzem Herzen gesprochenen Dank des Kaisers für „die in guten und bösen Tagen bewährte Treue und Anhänglichkeit“. Die Worte, welche damals der siegreiche Feldherr Feldmarschall Erzherzog Albrecht, an der Spitze der Deputation der Armee stehend, sprach: „Dankerfüllt flehen wir zu Gott, dass Euer Majestät nach abermals 25 Jahren in

voller Kraft und Gesundheit unter glücklichen Auspicien erneuert dieses Fest begehen mögen," sind dank der Vorsehung nun in Verwirklichung gegangen.

Die jungen Heereseinrichtungen bestanden ihre Proben bei der Occupation Bosniens und der Hercegovina 1878. Die Mobilisierung erfolgte ohne jede Reibung anstandslos, die Reservisten rückten vollzählig ein, der beste Beweis, wie überraschend schnell sich das neue Wehrgesetz im Volke eingelebt hatte. Die Reserveofficiere bewährten sich vor dem Feinde. Aber auch in der friedlichen Arbeit nach der Besitznahme dieser Länder zeigte die Armee, was sie als Civilisator leisten könne, und der blühende Zustand, in welchem sich „Neuösterreich" gegenwärtig befindet, ist nicht zum geringsten Theile das Verdienst der ersten Pionniere unserer Cultur, der Officiere und Soldaten. Die Aufstellung der vier bosnisch-hercegovinischen Regimenter geschah nach und nach compagnieweise, nachdem der wegen Einführung des Wehrgesetzes ausgebrochene Aufstand 1882 niedergeschlagen worden war.

Eine durchgreifende Reform bedingte die Annahme des strengen Territorialsystems, welche am 1. Jänner 1883 erfolgte. Zum Zwecke der raschen Mobilisierung wurden die Regimenter in ihre Ergänzungsbezirke oder zum mindesten in ihren Corpsbereich verlegt. Aus den 4. und 5. Bataillonen der Infanterieregimenter und einigen Feldjägerbataillonen wurden 22 neue Regimenter zu vier Bataillonen errichtet, wovon dann eines in Bosnien stationieren konnte, ohne dass dadurch die Ordre de bataille irgendeine Störung erlitt. Die Armee wurde in 15 Corps und das Militärcommando in Zara eingetheilt. Jedes Corps hat schon im Frieden alle drei Waffen und die nöthigen technischen Truppen; es besteht aus zwei Infanterietruppendivisionen, zu denen im Kriegsfalle noch eine k. k. oder k. ung. Landwehrinfanteriedivision kommt. Mit Rücksicht auf diese Gliederung erfolgte die Aufstellung der Corps- und Divisionsartillerieregimenter und nach Auflösung der Genietruppe die Formierung von 15 Pionnierbataillonen. Selbständige Cavallerietruppendivisionen wurden creiert, um sofort nach erflossener Kriegserklärung den strategischen Aufmarsch zu decken, eine hochwichtige Maßregel, die z. B. in Deutschland noch immer nicht durchgeführt worden ist. Auch die Landwehren wurden mehr und mehr der gemeinsamen Armee näher gebracht. Sie wurden in Regimenter formiert, bei ihnen die zweijährige Präsenzdienstzeit gesetzlich systemisiert und die Landwehrcavallerieregimenter auf sechs Escadronen erhöht, um unsere gegen jene anderer Staaten der Zahl nach zu

geringe Reiterei zu verstärken, wozu übrigens bei der Armee auch das 15. Dragonerregiment 1891 errichtet wurde. Die Organisation des Landsturmes als eines Bestandtheiles des Heeres für den Dienst im Etappenbereiche und im Inneren als Garnison wurde durchgeführt. Die Bewaffnung mit dem Mannlicher-Gewehr ist die denkbar beste, denn Deutschland und viele andere Staaten haben mit unwesentlichen Modificationen das gleiche System angenommen, der gewichtigste Beweis seiner Vorzüglichkeit. Auch die gegenwärtig überall in erster Linie stehende Frage des Schnellfeuergeschützes ist bei uns schon in einer nur ganz unbedeutende Kosten erfordernden Weise durch Verbesserungen gelöst worden, ohne dass wir unser erprobtes Geschütz im geringsten zu ändern brauchten. Ebenso hat sich das bei uns erzeugte rauchschwache Pulver vollkommen bewährt und wird nunmehr ausschließlich bei allen Übungen verwendet.

Im Jahre 1890 wurden als Zeichen des Allerhöchsten Wohlwollens für das Heer die Militärverdienstmedaillen eingeführt, die alle jene bekommen, welche die belobende Anerkennung im Kriege oder die Allerhöchste Zufriedenheit im Frieden erworben haben. Erstere wird am Bande des Militärverdienstkreuzes, letztere am rothen Bande getragen. Auch wurden beim Militärdienstzeichen für Officiere 3 Classen systemisiert.

So sehen wir unsere Heeresverwaltung unablässig bemüht, jeden Fortschritt in der Waffentechnik sich eigen zu machen, um materiell die Armee auf jener Höhe zu erhalten, die sie ebenbürtig anderen zur Seite stellt. Sorgfältig werden die Mobilisierungspläne concipiert und jedes Jahr erneuert und überprüft. Das riesige Werk der Kriegsfahrpläne, im Eisenbahnbureau des Generalstabes entworfen, bestimmt mit Verlässlichkeit das Eintreffen auch der kleinsten Abtheilung im Aufmarschraume der Armee. Jeder Mann weiß, wohin ihn seine Eintheilung im Kriegsfalle ruft, jedes Regiment, woher es die Pferde für seinen Train bekommt. Tag und Stunde sind in jedem Orte bekannt, an welchen die Pferde abgestellt werden müssen, und die Assentcommissionen haben schon im Frieden alljährlich sich die Überzeugung zu verschaffen, dass die Pferde thatsächlich tauglich sind. Das System der an die Landwirte abgegebenen, bereits zugerittenen Pferde hat sich bei uns bei allen Waffenübungen vortrefflich bewährt; in 48 Stunden sind sie eingerückt und stehen die Landwehrreiterregimenter sowie die Reserveescadronen des gemeinsamen Heeres zum Ausmarsche bereit.

Reichlich sind alle Vorsorgen für den Sanitätsdienst getroffen. Die Gesellschaft vom rothen Kreuz, desgleichen der Deutsche und der Johanniter-Orden haben durch ihre Sanitätsabtheilungen, Eisenbahnzüge und Schiffsambulanzen kräftig dazu beigesteuert, wie im Wohlfahrtspavillon der Wiener Jubiläumsausstellung zu sehen war. Die so schwierige Verpflegsfrage ist, soweit es bei den Massenheeren der Gegenwart möglich und angängig ist, in Vertrauen erweckender Weise gelöst. Hier fehlen allerdings die Erfahrungen, aber was menschliche Voraussicht in dieser Beziehung leisten kann, ist geschehen. Die Kriegsvorräthe an Conserven, Zwieback u. drgl. werden durch Ausgabe an die Truppen stets umgesetzt, und ist dafür gesorgt, dass für jeden Mann und jedes Pferd die erste Dotierung mit mobilen Verpflegsartikeln auf 18 Tage beim Ausmarsch ins Feld zur Hand sei. Zur Fortschaffung des Nachschubes ist Fuhrwerk vorgesehen und auch ausreichendes Material zu Feldeisenbahnen sowie zu rasch herzustellenden Eisenbrücken vorhanden.

Was die taktische Ausbildung unserer Armee anbelangt, so kann man ohne Überhebung behaupten, dass sie jener aller anderen nicht im mindesten nachsteht. Unsere heutigen Vorschriften der Exercierreglements für die drei Waffen und des Felddienstes basieren auf die gediegensten und neuesten taktischen Erfahrungen und Grundsätze; sie sind im Ausland allgemein anerkannt und wurden sogar zu Vorbildern genommen. Unser Generalstabscorps ist sorgfältig gewählt und ausgebildet, und unsere Befehlstechnik wurde erst kürzlich von einem deutschen Militärblatt für die beste erklärt. Zur praktischen Belehrung dienen die Generalsreisen und die Übungsreisen des Generalstabes sowie jene der Truppenofficiere, wie denn auf applicatorische Arbeiten im Gelände mit Recht ein angemessener Wert gelegt wird. Die Anlagen der Waffenübungen in großen Körpern gewähren ein richtiges Bild vom Kriege, insoweit dies überhaupt im Frieden möglich ist; die großen Verhältnisse sind weit belehrender sowohl für den höheren Commandanten als für den eingerückten Reservemann. Die Manöver der letzten Jahre und insbesondere die vorjährigen haben gezeigt, dass unsere Officiere und Soldaten in den Geist der neuen Taktik eingedrungen sind, dass er ihr Eigenthum geworden ist. Das uneingeschränkte Lob, welches der deutsche Kaiser der „braven und tüchtigen" Armee zollte, und die volle Würdigung durch alle fremdländischen Officiere, welche den Manövern beigewohnt haben, sind der beste Beweis hierfür. Seit dem Tode Erzherzog Albrechts hat Se. Majestät sich persönlich die Leitung der Manöver vorbehalten und unterzieht sich den Mühen um die Aus-

bildung seines Heeres mit jenem außerordentlichen Pflichtgefühl und jener unvergleichlichen Sorgfalt, die ihn so hervorragend auszeichnen.

Schlagfertig in jeder Beziehung, in jedem Sinne ausgebildet und gerüstet steht unsere Armee heute da. Die schweren Opfer an Geld und Blut der Staatsbürger sind nicht umsonst gebracht worden. In unserer waffenstarrenden Zeit bietet das Heer jedem Staate die zuverlässigste Bürgschaft des Friedens. Aber für Österreich-Ungarn bedeutet es noch viel und weit mehr. Der Hader der Nationalitäten und die dadurch hervorgerufenen trostlosen Zustände im Inneren machen die gemeinsame Armee zu dem allerwichtigsten Factor; denn sie ist das einzige noch einigende Band der Monarchie, auf ihr beruht ausschließlich unsere Großmachtstellung, unser Einfluss in Europa, und ihr ist es zu verdanken, dass Österreich-Ungarn ein vielbegehrter Alliierter ist. Durch seinen Beitritt zum Dreibund ist es gelungen, seit Jahrzehnten den Frieden zu bewahren. Jedes Rütteln am Heere, jeder Versuch, sein Jahrhunderte altes, festes Gefüge zu untergraben, ist ein Verrath am Bestande des Reiches. Ein solcher wäre auch das Bestreben, die deutsche Sprache zu verdrängen, deren Wert die Ungarn trotz des magyarischen Commandos bei der Honvéd so unbedingt anerkennen, dass niemand ohne ihre Kenntnis Officier werden kann. Es grenzt an Frevel, wenn gewisse Parteien versuchen, den Sprachenstreit und damit das Sprachenchaos in die Reihen der Armee zu tragen. Die Nothwendigkeit, in den Militärbildungs- und Erziehungsanstalten das Deutsche vorherrschend zu pflegen, erhellt nicht nur aus Gründen der Befehlgebung, die deutsche Sprache ist auch das Zeichen der Einheit des Heeres.

Unsere Armee hat seit jeher, lange, ehe sie ein Volksheer war, mit dem Volke im innigsten Verbande gelebt, aus ihm ihre besten Kräfte gezogen; das Band, das beide umschlingt, ist nun noch viel enger geworden. Mit voller Hingebung ist seit jeher, besonders bei den großen und schweren Elementarereignissen, an denen die letzten Jahre nur allzu reich waren, das Militär der Bevölkerung zuhilfe geeilt und hat bewiesen, dass es sich seines Ursprunges aus dem Volke bewusst geblieben ist, dass es aber auch dafür ein Anrecht auf volle Anerkennung besitzt. Unentwegt treu, tapfer, pflichteifrig bis über jedes Maß, opferwillig sind die Soldaten seit Jahrhunderten dem ruhmvollen kaiserlichen Doppeladler und den Befehlen der Monarchen gefolgt, um, wie es braven Kriegsleuten zusteht, mit Ehren zu leben und zu sterben. Von diesem Gedanken sind wir ebenfalls beseelt, und so sollen es auch unsere Nachkommen sein bis an das Ende der Tage!

Die Lösung der Nationalitäten- und Autonomiefrage in Österreich

auf historischer und verfassungsmäßiger Grundlage.

Von P . . . . . s.

(Fortsetzung.)

Die vielfachen Beziehungen zum mächtigen Frankenreiche konnten naturgemäß nicht verfehlen, die Einwirkung der überlegenen germanischen Cultur fühlbar zu machen. Die meist deutschen Geschlechtern angehörenden Markgrafen und ihre Gefolgschaften brachten deutsche Sitten und Einrichtungen mit, hauptsächlich aber nahm die von den deutschen Bisthümern Freysing, Regensburg, Bamberg, dann Salzburg in den Alpenländern ausgehende und geleitete Bekehrung zum Christenthume hierauf einen Einfluss, welcher durch die Gründung von Klöstern und dadurch wesentlich erhöht wurde, dass die Bisthümer ausgedehnte Ländereien erwarben und deutsche Ansiedler, Herren, Bürger und Bauern, heranzogen. Von den auf ehemals kirchlichem Boden entstandenen Adelsherrschaften gewann der in dem Gebiete des einst mächtigen Patriarchats von Aquileja emporwachsende Besitz der Grafen von Görz, ferner die in den Ländereien der Bischöfe von Chur, Brixen und Trient sich ausbreitende Grafschaft Tirol hervorragende Bedeutung.

Die sich immer kräftiger entfaltende Ostmark der Babenbergischen Markgrafen wurde eine feste Stütze der deutschen Entwicklung in den Alpenländern und konnte sich umso besser geltend machen, als die Babenberger durch Erbvertrag auch in den Besitz der Mark Steyer gelangt waren. Zudem war den österreichischen Herzogen eine bevorzugte Stellung unter den deutschen Fürsten verliehen worden.

Von allem Anfange an war das Verhältnis der böhmischen, mährischen und schlesischen Lande zum Deutschen Reiche ein ganz anderes als jenes der Alpenländer. Während Karl der Große mit den Bajuvarenherzogen auch die slavischen Länder südlich der Donau unterwirft und dort seine Marken bildet, findet er nördlich der Donau bis über die Waag hin schon geschlossene staatliche Gebiete und begnügt sich mit einer ziemlich wenig fühlbaren Lehensoberhoheit über dieselben.

Bei der ersten Theilung des großen fränkischen Reiches im Jahre 817 unter Ludwig dem Frommen erhielt der eine seiner drei Söhne, Ludwig, laut Wortlaut des Reichsvertrages am Pfalztage zu Aachen

„das Bayerland nebst der Herrschaft über die Karantaner, Böhmen, Avaren und Slaven, welche an der Ostseite Bojoariens hausen".

In den nachfolgenden inneren Kämpfen blieb Ludwig kurze Zeit sogar auf Böhmen — Böheim — beschränkt (839), bis der Vertrag von Verdun, 843, das ostfränkische Reich schuf, dem Böhmen und Mähren lehenspflichtig blieben, wenn dieses Verhältnis auch mehrfach nur ein sehr lockeres gewesen sein dürfte. Geschichtlich festgestellt ist jedoch, dass namentlich die böhmischen, später die mährischen Herzoge bei den Thronstreitigkeiten der letzten Karolinger wiederholt maßgebende Rollen gespielt haben.[1])

Der Gründer des eigentlichen großmährischen Reiches, Svatopluk, wusste auch den Anschluss Böhmens durchzusetzen durch Heirat mit einer Przemyslidin. Dieses von 871 bis 894 dauernde Reich wurde durch den deutschen Kaiser Arnulf wieder eingedämmt und zerfiel (895 bis 905) vollends unter Svatopluks Söhnen. Nicht nur machte Böhmen sich frei, es gelangte schließlich zur Oberherrschaft über Mähren; die Magyaren bemächtigten sich der Gebiete östlich der March und der slavisch-pannonischen Theilfürstenthümer südlich der Donau. (Zu jener Zeit wurde Böhmen vom Erzbisthum Regensburg losgelöst und erhielt seinen ersten Bischof zu Prag.) Auch in diesem neuen Bestande der böhmisch-mährischen Gebiete unter den Przemysliden wurde die deutsche Oberhoheit mit wechselndem Erfolge zur Geltung gebracht. Wir finden dann die Przemysliden wiederholt in den großen Kampf zwischen Kaiser und Papst eingreifen. Der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. erhebt Böhmen zum erblichen Königreiche, und in der Mitte des 13. Jahrhunderts fungiert Böhmen unter den sieben deutschen Kurfürsten.[2])

---

[1]) Dieser Einfluss machte sich besonders geltend, als die mährischen Fürsten an der March und Neutra mit der Burg Dovina — Theben — und südlich der Donau am Plattensee bis an die Drau mit der Moosburg (Szalavár) feste Herschaften gründeten. Ihrem Herzog Rastislav gelingt es dann, seine Mitfürsten zu unterwerfen und sich längere Zeit zu behaupten, indem er Ludwig des Deutschen aufrührerische Söhne gegen den Vater unterstützte. Mit Hilfe der Slavenapostel Cyrill und Methud sowie mit Zustimmung des Papstes konnte er auch die mährische Kirche von der Salzburger Metropolie unabhängig organisieren und ihr im Bisthume Neutra einen kirchlichen Mittelpunkt verschaffen.

[2]) Als durch die von Břetislav eingeführte Senioratserbfolge der böhmische Staat geschwächt war und in viele Theilherzogthümer zerfiel, wuchs die Geltung der deutschen Oberhoheit, kam aber auch den Przemysliden wiederholt zustatten. Deutscher Hilfe verdankten sie die Rückeroberung Mährens und Schle-

Nach der Mongoleninvasion wusste König Ottokar II. das gelockerte Reich wieder zu festigen und neuerlich auf Schlesien sowie auf Mähren als lehenspflichtige Markgrafschaft auszudehnen. In der Folge vereinigten die Przemysliden auch die Kronen von Polen und Ungarn für kurze Zeit auf ihrem Haupte.

Vorstehende Daten liefern den Beweis, dass in dem böhmischen Stamme und seinem mährischen Zweige die Eignung zu kräftiger nationaler und staatlicher Organisation schon frühzeitig zur Entwicklung kam, und dass diese Reiche sich in dem gewaltigen Werdeprocesse der Staatenbildungen im Mittelalter auch zu behaupten wussten.

Eine providenzielle Fügung wollte es, dass König Ottokar II. von Böhmen, welcher nach dem Tode des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren, gestützt auf verwandtschaftliche Ansprüche, die vereinigten Herzogthümer Österreich und Steiermark mit Theilen von Kärnten und Krain unter seinen Scepter brachte, durch seinen Widerstand und die Weigerung, die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen Kaiser anzuerkennen, gegen seinen Willen wesentlich dazu beigetragen hat, dass das Haus Habsburg den Besitz der genannten Länder erringen und mit denselben die Grundlage zur weiteren Entwicklung des österreichischen Staatswesens und zur späteren Weltherrschaft der Habsburger schaffen konnte.

Zum Nachtheile für den Bestand der einheitlichen Macht des Hauses theilten Kaiser Rudolfs Nachfolger — nach dem Gebrauche der Zeit — den Besitz der Erbländer. Die Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsass etc. erhielten in der Folge die Bezeichnung der „österreichischen“ oder „habsburgischen Vorlande“ zum Unterschiede von jenen in den Alpenländern, welche unter der Bezeichnung „Innerösterreich“ zusammengefasst wurden. Die Benennung „Deutsche Erbländer“ kam erst später in Übung und wurde auch auf die slavischen südlichen Alpenländer ausgedehnt, in welchen die Habsburger bald Besitz und Lehen erwarben und schon den Erwerb von Küstenplätzen am Adriatischen Meere und von Friaul planten.

siens. Einige Zeit erstreckte sich die böhmische Macht bis an die San, dagegen mussten sie die Mark Meißen mit dem Egerlande abgeben an die Babenberger im Nordgau. Später (1004) setzt dafür Kaiser Heinrich II. den von den polnischen Piasten vertriebenen Przemysliden Jaromir wieder ein; Konrad II. unterstützt 1030 bis 1031 die Böhmen erfolgreich gegen Ungarn; Heinrich III. verhilft nach Wiederherstellung der gesunkenen deutschen Oberlehensherrschaft zur Rückeroberung Schlesiens und kämpft mit Böhmen gegen Ungarn (1043), wogegen Böhmen dann an seiner Seite im Kampfe stand.

Die Verbindungen der habsburgischen Fürsten mit ihren deutschen Stammlanden sowie der Einfluss, welchen das durch Kaiser Rudolfs thatkräftiges Regiment nach den Wirren des Zwischenreiches aus gänzlicher Ohnmacht wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausüben musste, bewirkten, dass diese Theile des ehemaligen römischen Illyrien deutschem Wesen immer zugänglicher wurden. Letzteres konnte umso leichter feste Wurzel fassen, als die maßgebenden politischen Elemente, Adel, Clerus und Bürgerthum, theils deutschen Stammes waren, theils durch ihre Interessen und Verbindungen demselben anhiengen und die slavische Stammbevölkerung sich jener Strömung, welche schon mit der bajuvarischen und fränkischen Herrschaft begann, längst nicht mehr widersetzte. Begünstigt durch diese Umstände, blieb im Mittelalter und selbst in der Neuzeit südwärts bis Triest und Istrien das Übergewicht deutscher Cultur und deutschen Einflusses unangefochten, wenn sich auch in der Landbevölkerung die slavische Eigenart fortpflanzte.

In den Gebieten südlich der Julischen Alpen und des Karstes sowie an der adriatischen Küste erschien nun neben den mächtigen Herren von Görz und späteren Grafen von Tirol als Nachfolger des immer tiefer sinkenden Patriarchats von Aquileja der Löwe von St. Marcus, das kräftig aufstrebende Venedig. Vor dessen Bedrängung begaben sich Triest und andere istrische Küstenstädte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter den Schutz des Hauses Habsburg. Nach hartnäckigen Fehden musste schließlich ein großer Theil der istrischen Küste und Inseln Venedig überlassen werden. Die trotz der Stürme der Völkerwanderung insbesondere an und nächst der istrischen Küste erhaltenen romanischen Volksreste erfuhren infolge der Ausbreitung der venetianischen Herrschaft eine wesentliche Stärkung einerseits durch neue Zuwanderung, andererseits durch Hebung ihres Wohlstandes und Erweiterung ihres Handels sowie durch Ausdehnung ihres politischen Einflusses auf Kosten der slavischen Bevölkerung des Hinterlandes.

So wie in Istrien mit den von den österreichischen Fürsten unterstützten Einwohnern hatte Venedig in Dalmatien mit den eingeborenen Chorwaten und ihren Fürsten, ferner mit den Königen von Altcroatien, dann mit jenen von Bosnien und den Königen von Ungarn als deren späteren zeitweiligen Schutz- oder Lehensherren um den Besitz der Küste und der Inseln zu kämpfen, bis es sich nach der Unterjochung Bosniens und der Besitznahme des größten Theiles von Croatien und Ungarn durch die Türken nach langem Ringen in Dalmatien behaupten konnte. Auch hier wurde durch die venetia-

nische Herrschaft das noch aus der Römerzeit erhaltene schwache romanische Element an der Küste wesentlich verstärkt und hob sich dessen Wohlstand und Cultur, während die vernachlässigte und vielfach bedrückte slavische Landbevölkerung noch mehr zurückblieb.

Während an der adriatischen Küste sich diese Verschiebung zu Gunsten des romanischen Elementes ergab, vollzog sich auch in den Gebieten Böhmens und Mährens eine bemerkenswerte Wandlung.

Als die böhmischen Könige die deutsche Kurwürde erhielten, noch mehr aber, als nach dem Aussterben der Przemysliden der minderjährige Sohn Johann des deutschen Kaisers Heinrich von Luxemburg (Lützelburg) zum Könige von Böhmen gewählt wurde und die böhmische Krone in diesem Hause erblich blieb, als im späteren Verlaufe Johanns Sohn, König Karl IV. von Böhmen, auch die deutsche Kaiserkrone empfieng, musste die Ausbreitung sowie der Einfluss des deutschen Elementes in Böhmen und seinen Lehensfürstenthümern kräftigen Aufschwung nehmen. Die Gründung der ersten deutschen Universität in Prag durch Kaiser Karl gibt dem ein beredtes Zeugnis.

Diese nicht bloß vom Standpunkte des Interesses für die Wissenschaft, sondern auch als Ausdruck des Machtbewusstseins zu beurtheilende That gab dann — wenigstens indirect — den Anlass zu der bald darauf (1365) erfolgten Errichtung der Wiener Universität durch Herzog Rudolf IV. von Österreich. So hat die Vorsehung gleichzeitig an der Moldau und an der Donau zwei Herrscher hingestellt, welche, durch Thatkraft und Klugheit ausgezeichnet, ihre Reiche ausdehnten und als Schöpfer großer segensreicher Werke, als Förderer des Wohlstandes und der Cultur der Nachwelt ein glänzendes Andenken hinterließen. In der vaterländischen Geschichte haben sie sich außerdem dadurch ein bleibendes Denkmal der Erinnerung gesetzt, dass Herzog Rudolf die schon früher vorbereitet gewesene Verbindung der Grafschaft Tirol mit den habsburgischen Besitzungen trotz mancher Schwierigkeiten seitens anderer und mächtiger Bewerber zu realisieren verstand, während durch Heirats- und Erbverträge zwischen den Regentenhäusern Habsburg und Luxemburg die spätere Vereinigung der böhmischen und österreichischen Länder vereinbart wurde.

In die Regierungszeit Karls IV. fällt das goldene Zeitalter für Böhmen, zur gleichen Zeit für Mähren unter seinem Bruder, dem Markgrafen Heinrich.

Dem eben skizzierten geschichtlichen Bilde dieser Lande im Mittelalter würde jedoch ein charakteristischer Zug fehlen, wenn hier nicht auch der ausgiebigen Besiedlung böhmischer, mährischer und schlesischer Gebiete und der Gründung zahlreicher städtischer Gemeinden durch deutsche Herren, Bürger und Bauern Erwähnung geschähe. Diese Einwanderung erreicht schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Ottokar I. und seinem Nachfolger Wenzel I. einen mächtigen Umfang, und deutsche Sitten und Gebräuche finden immer weitere Verbreitung namentlich in den höheren Schichten der Bevölkerung.

So wie im Egerlande, das erst im 15. Jahrhundert dauernd zu Böhmen kam, ist die deutsche Einwanderung in den anderen čechischen Gebieten schon im 10., 11. und 12. Jahrhundert geschichtlich erwiesen. Sehr viel trug dazu das durch deutsche Bergleute und Beamte zu glänzendem Aufschwung gelangte Bergwesen bei. Das Iglauer Bergrecht war das älteste in ganz Deutschland. Auch das böhmische Städtewesen wurde großentheils auf Grund deutschen Ansiedlungsrechtes geregelt.[1])

Bei dem ausgeprägten Selbstbewusstsein des böhmischen Volkes konnte es nicht ausbleiben, dass das zunehmende Wachsen des deutschen Einflusses und die Ausbreitung des deutschen Elementes bei den Böhmen steigende Unzufriedenheit und eine immer heftigere nationale Reaction gegen das Deutschthum erzeugten. Wir begegnen ihr bereits sporadisch zur Zeit Ottokars II., stärker aber unter dem ersten Luxemburger, Johann.

Diese auch gegen kirchliche Missbräuche gerichtete Bewegung machte schon Karl IV. zu schaffen; sie kam dann unter seinen Söhnen, Wenzel und Sigismund, zum verheerende Ausbruch, indem nationaler Hass mit religiösem Fanatismus sich verband und mit dem Einflusse des deutschen Elementes dessen Cultur vernichten wollte.

[1]) So datiert das Prager Stadtrecht von den ersten deutschen Ansiedlungen in der Altstadt am Ufer (Poříč) der Moldau, 1065. Dasselbe wurde unter Sobieslav (1173 bis 1178) und Wenzel I. (1231) erweitert. Von Ottokar II. stammt das Altprager Stadtrecht (1273); derselbe gründete auch die Kleinseite, Karl IV. die Neustadt. Leitmeritz mit magdeburgischem Weichbildrechte erscheint noch früher urkundlich; Karl IV. bestätigte letzteres. Für Mähren hatte Brünn das älteste (bayerisch-fränkische) Recht; ihm folgten circa 50 andere Städte. Königgrätz, Eger, Brüx, Iglau, Olmütz, Troppau u. s. w. erhielten wieder eigene Stadtrechte, und nach ihnen wurden viele andere Städte berechtet. Sie bildeten die „Oberhöfe" für die Stadtrechte ähnlicher Kategorie.

Diese und andere geschichtliche Detailangaben wurden dem „Handbuche der Geschichte Österreichs" von Dr. Franz Ritter von Krones entnommen.

Huss' Hinrichtung durch das Concil zu Constanz 1415 brachte die allgemeine Gährung zum vollen Auflodern. Von nun an waren böhmisch (čechisch) und hussitisch einer-, deutsch und katholisch andererseits die Parole; die Prager Universität ward der geistige Mittelpunkt der hussischen Lehre. Der 15jährige, von 1420 bis 1435 dauernde Glaubens- und Rassenkrieg untergrub wohl gründlich den deutschen Einfluss, aber infolge des barbarischen Vandalismus, mit dem der Kampf schließlich von allen Theilen geführt wurde, noch gründlicher die Cultur und den Wohlstand Böhmens und seiner Nachbarländer. Nur sehr langsam konnten sich diese Länder von den Kriegsgreueln erholen, und erst durch die Ständeversammlung in Iglau 1436 wurde eine Art Ausgleich für Böhmen und Mähren in nationaler und religiöser Beziehung, der Utraquismus, erreicht.

Als ein sehr beherzigenswertes Moment aus jenen ernsten Tagen ist die Thatsache von hervorragendem historischen Interesse, dass von der Zeit an, da die früher so erfolgreich miteinander arbeitenden böhmischen Nationalitäten in Zwiespalt zerfielen und das deutsche Element vielfache Bedrückungen erleiden musste, auch der Stern Böhmens im Niedergange begriffen war. Das religiös-nationale Feuer des Hussitenthums konnte das Sinken nicht verhindern. Dieses Feuer wirkte verzehrend, nicht erwärmend und belebend. Der Ruhm der hussitischen Waffenthaten war zu theuer erkauft um das Elend und die Verödung, welche sie im Gefolge hatten.

Die Saat der Zwietracht wucherte aber selbst dann noch weiter, als im Utraquismus ein Compromiss geschaffen war. Der Hader blieb, nur wechselte er das Kampfterrain. Die steigende Auflehnung der Stände gegen den Landesherrn und langwierige Wahlkämpfe ließen zwar die nationale Trennung ganz in den Hintergrund treten, verschärften jedoch mit der Verbreitung des Protestantismus die religiösen und politischen Gegensätze umso intensiver.

Zu jener Zeit machten sich zudem in verschiedener Richtung die nachtheiligen Folgen schwer fühlbar, welche die Theilung des habsburgischen Besitzes in den Alpenländern nach sich ziehen musste. Wenn das Hausgesetz auch einen gewissen Vorrang der älteren Linie statuierte, so zeitigte diese Theilung eine wesentliche Schwächung der Herrschermacht, welche von den widerspenstigen Herrenbünden weidlich ausgenützt wurde, wobei nicht selten die Städte thätigst mithalfen.

Noch weit betrübender waren die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnenden und insbesondere unter Kaiser Fried-

rich III. sich erneuernden Verheerungen, mit welchen die türkischen Raubzüge bis in das Pusterthal, nach Istrien und Friaul die schutzlosen Länder heimgesucht haben. Die zur Abwehr der Türkennoth von den innerösterreichischen Ständen von Fall zu Fall versammelten Generallandtage erschienen mit ihrer Hilfsaction meist erst dann, wenn die Türken ihre Beute längst in Sicherheit gebracht hatten. Überdies mangelte den Beschlüssen dieser föderativen Organe jene Autorität, welche eine rasche Ausführung hätte ermöglichen können. Infolge dessen kamen dieselben zum Theile gar nicht zur Executierung. Den Türkeninvasionen wurde wirksamer durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den innerösterreichischen Fürsten und Ständen im Einvernehmen mit Croatien und Ungarn erfolgte Erweiterung und bessere Organisation der von den erstgenannten Fürsten und Ständen errichteten Militärgrenzcapitanate gesteuert.[1])

Herzog Rudolfs IV. Enkel, der weise Herzog Albrecht V. von Österreich, als deutscher Kaiser Albrecht II., welcher die Kronen von Böhmen und Ungarn auf seinem Haupte vereinigte, lebte zu kurz, um die von allen Seiten, im Inneren und von außen, insbesondere von den Türken drohenden Bedrängnisse ganz abwenden und dauernde friedliche Verhältnisse herstellen zu können; es folgte in der langen Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. in sämmtlichen österreichischen Landen eine unruhevolle Periode innerer und äußerer Kämpfe. Der frühe Tod seines Mündels Ladislaus, des nachgeborenen Sohnes Albrechts, entriss wieder die Kronen Böhmens und Ungarns dem Hause Habsburg. Diese stürmische Zeit sah hier die Wahlkönige Podiebrad und Matthias Corvinus. In den Wirrsalen, welche die Herrschaft und den Bestand des Hauses Habsburg in Österreich und seinen Nebenländern auf das heftigste bedräuten, ward demselben Rettung und neuer Glanz in der Person des ritterlichen Kaisers Maximilian, welcher trotz seiner vielfachen Kriegszüge es nicht versäumte, dem Hause Österreich nebst anderem Machtzuwachs im Westen die Thronfolge in Böhmen und Ungarn neuerlich zu sichern.

Nach dem tragischen Ende des Jagellonenkönigthums in Böhmen mit dem Tode Ludwigs II. in der Schlacht bei Mohács (1526) wurde Maximilians Enkel und Kaiser Karls V. Bruder, Ferdinand von Österreich, auf Grund des Erbrechtes auch als König von Böhmen anerkannt. Er fand ein durch Unfrieden und Spaltungen

[1]) Dr. J. H. Schwicker, Geschichte der österreichischen Militärgrenze.

heimgesuchtes Reich, in welchem — wie damals in Mitteleuropa überhaupt — religiöse Wirren die Ordnung störten und der Protestantismus schon mächtige Wurzeln geschlagen hatte. Es bereitete sich jene unheilvolle Epoche der Religionskriege vor, welche, vom Lande Böhmen ihren Ausgang nehmend, ganz Mitteleuropa in ein blutgetränktes Kampffeld verwandelten.

So wie die Reformation bald vom religiösen auf das politische Gebiet hinübergriff und viele deutsche Fürsten dieselbe benützten, um durch Abschüttelung der kirchlichen Gewalt ihre Macht, durch Einziehung von Kirchen-, hauptsächlich Klostergütern ihren Besitz zu vergrößern, gieng in Böhmen und den anderen habsburgischen Ländern der Protestantismus mehr oder minder Hand in Hand mit der zunehmenden Auflehnung der Stände gegen die Königsmacht und das Herrscherrecht. Das unbotmäßige Gebaren der böhmischen Stände erreichte in der Wahl des pfälzischen Winterkönigs seinen Gipfelpunkt — aber auch sein jähes Ende: Friedrichs Reich fand in dem Ansturm der Liga seinen raschen Untergang.

In Böhmen, Mähren und Schlesien ebensowie in den deutschen Erbländern genoss der alte ständische Adel in seinem Kampfe gegen den Landesfürsten seitens des großentheils protestantischen Bürgerthums kräftige Unterstützung. Darum traf die Gegenreformation sowohl da als dort mit dem Protestantismus zugleich alle jene, welche sich mit ihm zur Untergrabung der kirchlichen und königlichen Macht verbunden hatten. Das schon durch die Hussitenkriege geschwächte deutsche Städtewesen in den Sudetenländern wurde durch die massenhafte Auswanderung der am Protestantismus festhaltenden Bürger von neuem sehr geschädigt; dagegen erhob sich aus den Trümmern des alten kleinen ständischen Adels der nachmalige große böhmische Hochadel.

Zu Ende des dreißigjährigen Krieges hat wie ganz Deutschland und alle anderen österreichischen Länder so auch Böhmen aus tausend Wunden geblutet, aber es war der Anarchie ein Ende gemacht und eine Regierung etabliert, welche mit fester Hand die Ordnung sowohl in den böhmischen als in den deutschen Erbländern eingeführt hatte und aufrecht erhielt. Es mag das stramme kaiserliche Regime damals zum öfteren recht schmerzlich empfunden worden sein; viele Härten waren indes gewiss Übergriffen der Vollzugsorgane zuzuschreiben — das Reich war groß und der Kaiser weit! Man war eben in jenen Zeiten, da infolge ewiger Parteikämpfe und langer Kriege, verschärft durch religiöse Verbitterung und Glaubenshass, eine allgemeine

Verwilderung eingerissen war, nicht daran gewöhnt, die Dinge mit Sammthandschuhen anzufassen; der Begriff von Schonung war allmählich verloren gegangen, und das Princip der Vernichtung der gegnerischen Macht auf kirchlichem und weltlichem Gebiete trat an seine Stelle.

Diese Periode des Kampfes und der Verwüstung bezeichnet für die ganze weitere staatsrechtliche Entwicklung aller Länder einen bis auf unsere Zeiten nachwirkenden Wendepunkt. In Böhmen, Mähren und Schlesien sowie in den übrigen Erbländern wurde die Macht der Stände für immer gebrochen, und es erhob sich nun in den erschöpft daniederliegenden Ländern die Reaction gegen die früheren ständischen, vielfach ebenfalls gewaltsamen Übergriffe. Sie traf mit gleicher Schärfe Deutsche und Slaven und gab dem Landesfürsten eine solche Autorität, dass die mit der erneuerten Landesordnung Kaiser Ferdinands II. bewilligten, gar sehr reducierten ständischen Rechte ohne Widerspruch Geltung erhielten. Die politische und wirtschaftliche Ermattung in allen Kreisen war eine so nachhaltige, dass selbst diese bescheidenen Prärogativen sich in der Folge immer mehr verflüchtigten und schon im achtzehnten Jahrhundert die landschaftlichen Vertretungen zu machtlosen Hilfsorganen der kaiserlichen Regierungen herabsanken.

Unter dem Schutze eines geregelten Regimes gediehen so wie die anderen Länder auch die böhmischen Erbländer — seit jener Zeit die allgemeine Bezeichnung für Böhmen, Mähren und Schlesien — angesichts des friedlichen Zusammenlebens beider Stämme zu neuem Wohlstande und fortschreitender Cultur, so dass sie im Kreise jener weiten Gebiete, welche Kaiser Karl VI. auf Grund der allseits anerkannten pragmatischen Sanction seiner erhabenen Tochter als viel bestrittenes und schwer erkämpftes Erbe hinterließ, wieder eine hervorragende Stelle einnehmen konnten.

Zu keiner früheren Zeit hatte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der allgemeinen Treue zur Dynastie glänzender gezeigt, als da es galt, das Recht der jungen Herrscherin zu verfechten. Alle folgten freudig und opferbereit dem Beispiele Ungarns in der Vertheidigung der habsburgischen Reiche.

Die weise Regierung der großen Kaiserin und Königin Maria Theresia brachte die ihrem Scepter anvertrauten Königreiche und Länder zu einer alle früheren Regierungsepochen weit überflügelnden Entfaltung auf sämmtlichen Gebieten politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens.

Diesem allseitig erblühenden und verheißungsvoll sich entwickelnden Staatswesen wurden in den letzten Decennien der Regierungszeit Maria Theresias infolge der ersten Theilung Polens Ostgalizien nebst einem Theile des Krakauer Gebietes sowie die ehemals schlesischen Herzogthümer Auschwitz und Zator angegliedert. Von einem Rückblicke auf deren Vorgeschichte kann hier füglich Umgang genommen werden, da dieselben, speciell das ehemalige Roth-Russland und das Fürstenthum Halicz, in früherer Zeit außer durch sehr lockere, vorübergehende Beziehungen zu den Königen von Böhmen und Ungarn nur ganz indirecte mit der österreichischen Geschichte im Zusammenhange stehen. Erst in der Neuzeit waren sie als Theile Polens und zwar hauptsächlich gelegentlich der Türkenkriege an unseren, respective den ungarischen Geschicken nachbarlich näher interessiert.

Wenn nun auch die politischen Verhältnisse Polens in Bezug auf die Entwicklung Österreichs im allgemeinen nicht von einschneidender Bedeutung waren, so bleibt doch ein Moment in der polnischen Geschichte, die Betheiligung der Polen unter ihrem Wahlkönige Sobieski an dem Entsatze der Stadt Wien, für unsere Monarchie, ja welthistorisch wichtig.

Vor den Mauern Wiens wurde dem im Zenithe seiner Eroberungspolitik angelangten türkischen Großherrn für immer Halt geboten. Von jener Zeit, dem Jahre 1683, ergab sich ein weiterer entscheidender Wendepunkt in der Machtstellung des Reiches der Habsburger. In einer Reihe gewaltiger Kämpfe, in denen die kaiserlichen Waffen Sieg auf Sieg errangen, wurde Ungarn dem Halbmonde nach mehr als hundertjähriger Herrschaft wieder entrissen und das Osmanenreich von seiner ganz Mitteleuropa bedrohenden Angriffstaktik zur Abwehr gedrängt. Diese historische Thatsache muss neuerlich in Erinnerung gebracht werden, weil erst infolge der Schwächung der Türkei durch die glänzenden Erfolge der kaiserlichen Heere an die Befreiung der Balkanvölker vom türkischen Joche gedacht werden konnte. Indem die elementare Kraft der Türken durch die ihnen von den österreichischen Feldherren Schlag auf Schlag bereiteten Niederlagen längst gebrochen und damit zugleich der äußere Anlass zum Erlahmen des kriegerischen Geistes im Osmanenthum und zu dessen allmählichem Niedergange gegeben wurde, ward den späteren Vorstößen anderer Mächte gegen die Türkei wirksam vorgearbeitet.

Während die Kaiserin-Königin Maria Theresia, nachdem sie sich der Angriffe ihrer Gegner in ruhmreichen Kämpfen erwehrt hatte,

in der folgenden Friedensepoche in weiser Selbstbeschränkung bei Ausübung der in ihrer sicheren Hand ruhenden Staatsgewalt den verschiedenen Ländergruppen gegenüber die hergebrachte Form und die wenn auch stark eingeengte Selbständigkeit der Kronländer sorgsam wahrte, hatte sich ihr Sohn und Reichserbe Kaiser Josef II. für sein Regiment weiter reichende Ziele gesetzt. Gewiss war jene concentrierte Regierungsmethode, mittelst welcher Ludwig XIV. von Frankreich seinen Willen ganz Europa als Gebot aufzwingen konnte, sowie jenes stramme Regime, das dem Preußenkönige die Möglichkeit verschafft hatte, sich Schlesiens zu bemächtigen, dem genial veranlagten jungen Kaiser vorgeschwebt, als er seine Reformen erdachte und sie dann mit der ihm eigenen Rastlosigkeit ins Werk zu setzen strebte. Seine auf die Centralisierung der Staatsgewalt hinzielenden Decrete erregten aber den Widerspruch der ständischen Vertretungen. Mit den modernen, auf die Hebung aller, insbesondere der unteren Classen gerichteten humanitären Neuerungen verletzte der Kaiser die Interessen einflussreicher Kreise der Bevölkerung. Bei der weit verbreiteten Unzufriedenheit konnte die oft rücksichtslos strenge Durchführung der kaiserlichen Verfügungen nicht verfehlen, eine umso gereiztere Stimmung zu provocieren, als die Ungeduld des aus den Feldlagern schwer erkrankt zurückgekehrten Monarchen den Erfolg seiner gewiss sehr edel gedachten und in mannigfacher Beziehung vollkommen berechtigten Anordnungen und Schöpfungen möglichst bald sehen wollte. Verbittert durch das Fehlschlagen seiner hochfliegenden Pläne und beunruhigt über den theils passiven, theils activen Widerstand, welchen viele seiner Reformen erzeugten, entschloss sich der sterbende Kaiser zur Rücknahme namentlich jener seiner Reformen, welche die unter Maria Theresia gehandhabte staatsrechtliche Ordnung alteriert hatten.

Seinem Nachfolger, Leopold II., gelang es, in seiner leidenschaftslos abwägenden Weise die Krisis zu beschwören. Mit staatsklugem Urtheil gab er die nicht haltbaren josefinischen Verfügungen, soweit das allgemeine Wohl nicht beeinträchtigt erschien, preis, um andere, wertvollere Errungenschaften zu retten, und verstand es, die unter Maria Theresia festgestellten Prärogativen der Herrschergewalt mit den Ansprüchen der Länder wieder in Einklang zu bringen.

Die Regierungsacte Kaiser Leopolds, vornehmlich die unverweilte Einberufung der Landtage und Wiedereinführung der ständischen Verfassungen, schufen in den deutsch-böhmischen Erblanden eine allgemeine Beruhigung, obwohl der Kaiser den Versuch der böhmischen

Stände, einige beengende Bestimmungen in föderalistischer Richtung zu corrigieren, zurückgewiesen hatte. Es sollten die unter Maria Theresia gewonnenen Grundlagen der Staatsgewalt festgehalten bleiben; dagegen war Kaiser Leopold geneigt, sonstige Wünsche und Beschwerden der Landstände zu berücksichtigen.[1])

Während seiner kurzen, kaum dreijährigen Regierung hatte Kaiser Leopold es verstanden, auch in Ungarn, wennschon auf anderer Basis ein Compromiss zwischen den Anforderungen der Krone und der Stände zu errichten. Der ebenso thätige als umsichtige Kaiser sah die Erschütterungen kommen, welche bald von Frankreich ausgehen sollten, und wollte noch rechtzeitig sein Haus bestellen.

❦

Wenn man auf die eben besprochene Epoche der österreichischen Geschichte zurückblickt, beleben sich die hervorragenden Persönlichkeiten dreier gekrönter Häupter, welche in die Entwicklung unseres damaligen Staatswesens entscheidend eingegriffen haben, der großen Kaiserin und ihres Sohnes auf der einen, ihres Gegners, des Preußenkönigs, auf der anderen Seite.

Wie sehr contrastierte der rastlose Eifer, mit welchem Kaiser Josef seine Ideale vom Staate im Fluge zu verwirklichen strebte, mit der berechnenden Staatsraison König Friedrichs II. Während die Feuerseele des jungen Kaisers die Menschheit zu sich zu erheben, mit sich fortzureißen hoffte, basiert der klug erwägende preußische König seine Anordnungen auf eine von ihm bloß mäßig veranschlagte menschliche Accommodationsfähigkeit. Der Erfolg hat ihm rechtgegeben. Andererseits aber hat sich die Skepsis, mit welcher König Friedrich seine Unterthanen und die Menschen überhaupt taxierte, schwer gerächt. Da war Kaiserin Maria Theresia eine viel geübtere Kennerin auch der edlen Regungen, deren Menschen und Völker fähig sind!

König Friedrich II. übernahm einen vollen Schatz, ein schlagfertiges Heer, die junge Herrscherin musste erst an die Opferwilligkeit ihrer Völker appellieren, und doch konnte der König nur nach langen Kämpfen Schlesien, seine Beute, in Sicherheit bringen.

Die Geschichte lehrt, in welch ungünstiger Verfassung in Bezug auf innere Verwaltung, Finanzen, militärische und volkswirtschaftliche

---

[1]) In Bezug auf die stark vernachlässigt gewesene čechische Sprache scheint von Seite der Regierung auch größere Berücksichtigung eingetreten zu sein; z. B. wurde die Systemisierung einer Lehrkanzel der čechischen Sprache an der Prager Universität verfügt, wie eine solche in Wien schon früher bestanden hatte.

Verhältnisse Maria Theresia den größten Theil ihrer Länder übernommen, was sie aus ihnen gemacht, in welch blühendem Zustande sie dieselben ihrem Sohne übergeben hat; andererseits aber ist es bekannt, dass Friedrich ein in allen Zweigen stramm organisiertes Reich ererbte und nur die Schäden des Krieges auszuwetzen hatte.

Man denke daran, wie mit seinem Tode auch sein Geist, mit dem er die von seinem Vater überkommene feste Staatsform belebte, sich in der Folge so sehr verflüchtigte, dass, als Preußen in späteren Tagen nach langem Zögern sich dem großen französischen Imperator entgegenzustellen wagte, dieser mit wenigen seiner gewaltigen Stöße die leere Form in Trümmer schlug. Erst durch den rücksichtslosen Druck des fremden Eroberers ist der ertödtet gewesene deutsche Volksgeist in Preußen allmählich wieder zu neuem Leben erwacht.

Dagegen war es Maria Theresia nicht nur gelungen, ihr in überaus gelockertem Zustande übernommenes Reich neu zu festigen, sondern sie hat auch als erste es vermocht, in den bisher nur nebeneinander stehenden Königreichen und Ländern ein lebhaftes, immer wachsendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewusstsein der österreichischen Staatsidee zu wecken und dem Reiche in dem geheiligten dynastischen Bande jenen harten Kitt zu geben, welcher dessen ferneren Bestand für alle Zeiten sicher stellen konnte.

Werden die Regierungsmethoden und Resultate beider Herrscher objectiven Blickes gegeneinander gehalten, so darf man es ruhig der geschichtlichen Gerechtigkeit überlassen zu entscheiden, wessen Leistungen für Staat und Volk eingreifender, dauernder und segensreicher waren: die des philosophisch denkenden und die Menschheit geringschätzenden preußischen Königs oder die der warmfühlenden, aber praktisch und umsichtig regierenden kaiserlichen Frau, welche mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Völker klug zu rechnen wusste. Indem sie dieselben schonte und die Interessen der Länder einem gemeinschaftlichen Ziele zuzulenken verstand, hat sie feste Grundlagen für den Ausbau eines großen staatlichen Organismus und damit jene Bedingungen geschaffen, deren Wirkungen es zuzuschreiben ist, dass die unter dem Scepter ihrer erlauchten Nachfolger zu einer Monarchie vereinigten Königreiche und Länder alle späteren schweren Erschütterungen zu überwinden vermochten.

Dem fruchtbringenden Keime staatlicher Einigkeit, welche Maria Theresia in die Seele ihrer Völker gepflanzt hat, war es zu danken, dass Österreich dem gewaltigen Ansturme von Westen, welcher, unterstützt durch die alte Hauspolitik der deutschen Staaten, das römisch-deutsche

Kaiserthum über den Haufen warf, immer neuen Widerstand entgegensetzen und Kaiser Franz I., als der Zusammenbruch des Deutschen Reiches nicht mehr aufzuhalten war, an dessen Stelle das trotz mancher unglücklichen Kämpfe und Verluste unbezwungen dastehende Österreich in verjüngter Form aufrichten konnte, indem er 1804 Österreich zum Kaiserthum erhob und hierdurch für das schon längst in allen europäischen Fragen als Großmacht geltende Haus Österreich den gebürenden staatsrechtlichen Ausdruck schuf.

Die Bildung des Rheinbundes unter Napoleons Protectorate veranlasste den Kaiser bald darauf, 1806, die bedeutungslos gewordene römisch-deutsche Kaiserwürde niederzulegen. Das betreffende Patent des letzten römisch-deutschen Kaisers löst auch den staatsrechtlichen Verband seiner eigenen Erbländer mit dem gewesenen Deutschen Reiche.

In Bezug auf seine Staaten selbst trat eigentlich durch die Erhebung Österreichs zum Kaiserthume keine staatsrechtliche Veränderung ein. Der kaiserliche Titel gieng nach wie vor den anderen voraus; die Provinziallandtage blieben in ihrem engbegrenzten Wirkungskreise. In den deutschen und böhmischen Erbländern, ebenso in Galizien, der Bukowina und in dem später dem Kaiserthume Österreich einverleibten Königreiche Dalmatien erhielten die landesfürstlichen Ämter die Bezeichnung „kaiserlich-königlich"; Ungarns staatsrechtliche Sonderstellung blieb unberührt.

Nach der Überwältigung Napoleons wurde der deutsche Bund aufgerichtet und Österreich, dessen deutsche und böhmische Erbländer in denselben aufgenommen wurden, mit Preußen als Präsidialmacht erklärt. Der junge Staat wurde in der Restaurationsepoche der Hort des legitimen Rechtes gegen alle revolutionären Gewalten. Als diese gebändigt waren, beschränkte man sich darauf, die die wiederhergestellte Ordnung bedrohenden Bestrebungen in ganz Mitteleuropa strenge niederzuhalten.

Die zahllosen Kämpfe, welche unsere Monarchie gegen die französische Republik und das Kaiserreich zu führen hatte, hatten die größten Opfer an Gut und Blut gekostet; sie hatten den Wohlstand aller Kronländer tief geschädigt sowie den finanziellen Ruin des Staates im Gefolge.

Die drückende Finanznoth und die dadurch bedingte Unmöglichkeit, der darniederliegenden Volkswirtschaft aufzuhelfen, lasteten schwer auf sämmtlichen Zweigen der Production; die immer weiter gehende Einschränkung des Wirkungskreises der Provinziallandtage, endlich der

polizeiliche Druck, welcher gegen alle Versuche selbständiger Regungen aufgeboten wurde, reizten die Geister und erzeugten schließlich jene faule, schwüle Atmosphäre, in welcher sich der Gewitterstoff ansammeln musste. Während noch bei Lebzeiten des Kaisers Franz die Verwaltung mit sicherer Hand geführt wurde, entglitt nach seinem Tode den Regierenden das Ruder, und als der nahende Sturm fühlbarer wurde, erwarteten die Regierungsorgane in den einzelnen Ländern vergebens Directiven von oben, wie dem Drängen von unten zu begegnen wäre. Da sich keine Leitung fand, sah man unthätig, hilflos zu, als der Sturm losbrach. So verschlangen die Wogen der Revolution mit dem patriarchalischen Regierungssysteme auch die ohnmächtigen ständischen Vertretungen.

Nun handelte es sich um das große Werk, an Stelle des niedergerissenen einen modernen Staatsbau aufzuführen. Dass gleich die ersten Bauversuche scheiterten, war nicht zu verwundern, da außer den bei jedem anderen Staate um ihre Rechte sich meldenden Volksschichten in Österreich noch zwei Factoren zum Worte kamen, für die man nicht so leicht die richtigen Paragraphe finden konnte: die Nationalitätenfrage und die historischen Ansprüche einzelner Kronländer.

Schon die letzten Jahrzehnte des patriarchalischen Regimes hatten gezeigt, dass der nationale Geist nicht erstorben, sondern nur eingeschläfert sei und wieder erwachend seine Rechte geltend machen werde.

Dem Verfassungsstaate fällt die Aufgabe zu, die berechtigten Ansprüche der Nationalitäten und Länder mit den Interessen und Anforderungen des modernen Österreich in Einklang zu bringen.

Außer vielfachen inneren Schwierigkeiten traten der Erfüllung dieser Aufgabe sehr ernste Complicationen infolge der sich in Deutschland und Italien vorbereitenden Einigungsbewegungen entgegen.

Die staatsrechtliche Verbindung, in welche der Wiener Congress das österreichische Kaiserthum mit dem auf den Ruinen des alten römisch-deutschen Reiches künstlich gezimmerten Deutschen Bunde gebracht hatte, erzeugte schon durch die Position der beiden Vormächte, Österreich und Preußen, innere Unhaltbarkeit und alle Bedingungen der Zwietracht und der Ohnmacht; sie verlangte schließlich nach einer gewaltsamen Lösung. Der Bruch musste in dem Maße näher rücken und unvermeidlich werden, als auf der einen Seite das erstarkende deutsche Nationalgefühl eine strammere Zusammenfassung der deutschen Staaten forderte und der preußische Einheitsstaat sich diese Idee dienstbar gemacht

hatte, andererseits im constitutionellen Österreich das numerische Übergewicht der nichtdeutschen Nationalitäten immer mehr zur Geltung kam.

So schwer Österreich durch die ungünstige Entscheidung der Waffen auch getroffen wurde, durch dessen Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde und späteren neuen Deutschen Reiche wurde einem längst ungesunden Verhältnisse ein Ende gemacht und dabei ebensowenig ein österreichischer Lebensnerv zerrissen wie durch die Abtretung der lombardisch-venetianischen Provinzen. Im Gegentheile wurde dem Staate eine viel größere Actionsfreiheit zutheil. Losgelöst von den Verbindlichkeiten, Verpflichtungen und Rücksichten einer deutschen Vormacht und eines Protectors der italienischen kleinen Staaten, ist die österreichisch-ungarische Monarchie nach wie vor als Großstaat ein mächtiger Factor im europäischen Concerte und ein gesuchter Bundesgenosse geblieben.

Vor allem aber erhielt die Monarchie nun freiere Hand zur Wahrung ihrer Interessen auf dem Balkan und zur entschiedenen Aufnahme jener Politik, zu welcher sie durch Eugens und Laudons Siege über den Halbmond, durch ihre Stellung an der Schwelle des Orientes und durch den Besitz der schönsten Häfen des Adriatischen Meeres längst prädestiniert war, und in welcher die Sicherheit ihres Emporblühens unwiderruflich begründet ist.

Die Occupation Bosniens und der Hercegovina und das rasche Gedeihen dieser unter türkischem Joche gänzlich verwilderten Länder sind die goldene Frucht der neubelebten Erkenntnis jener wichtigen Aufgabe, welche nach den Lehren der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie als ihre große politische und Culturmission zugewiesen ist.

Die Nationalitätenfrage in Amt und Schule.

Wer die vielfältig wechselnden Boden- und Culturverhältnisse des weit gestreckten österreichischen Gebietes zwischen dem Erz- und Riesengebirge und der Adria einerseits, vom sarmatischen Hochlande bis zum Bodensee andererseits würdigt und die vorstehend skizzierte historische Entwicklung der da hausenden Völker und Stämme mit Aufmerksamkeit und Verständnis verfolgt, den kann es nicht wundern, dass in einem solchen Ländercomplexe der Übergang vom patriarchalisch-absolutistischen Regime in eine modern-constitutionelle Regierungsform von schweren Krisen und wiederholten, mehr oder weniger tief eingreifenden Reibungen und Verfassungskämpfen begleitet sein musste, sowie dass

Veränderungen, welche einen Staatsorganismus bis in seine Grundfesten erschüttern, eine gewisse Zeit naturgemäß nachwirken müssen, bis das alterierte Gefüge allmählich wieder das verlorene Gleichgewicht gefunden hat.

Man muss gleichzeitig des Umstandes eingedenk sein, dass der Zeitraum, in welchem sich der Regenerationsprocess des alten Österreich abspielt, ein verhältnismäßig kurzer ist; dass letzterer nur eine Episode in dem allgemeinen politischen Entwicklungsgange auf dem Continente bezeichnet; endlich dass er in eine Periode fällt, da in Europa die gewaltigsten Verschiebungen des Staatensystems und zwar meist solche eingetreten sind, welche theils an unseren Grenzen sich ereignet, theils auch die Monarchie in schwere Kämpfe verwickelt haben.

In dem Maße, als sich die Regierungsgewalt um die Person des Monarchen concentrierte, musste sich das Bedürfnis einer leichteren Verständigung zwischen den Centralorganen und den Behörden in den Kronländern — sowohl landesfürstlichen als landschaftlichen — immer mehr geltend machen. Dadurch gelangte man gewissermaßen unbewusst mit der Zeit zur häufigeren Anwendung der deutschen Sprache als eines gemeinsamen und bequemeren Verständigungsmittels, als es die lateinische Sprache war, deren früher weit verbreitete Kenntnis zum Theile infolge der langen Kriegsläufte sich allmählich sehr vermindert hatte. Es bildete sich an Stelle der letzteren eine Art deutscher Amtssprache heraus, deren erschreckender Schwulst in der neuesten Zeit noch in manchen, namentlich judiciellen Acten seine breitspurigen Wege wandelt. Dieser ohne jede weitere Germanisierungstendenz sich verallgemeinernde Gebrauch der deutschen Sprache wurde sozusagen zu einem Gewohnheitsrechte, das wahrscheinlich nie als eine ernste Beeinträchtigung der anderen Landessprachen empfunden worden wäre, wenn nicht Kaiser Josefs strenge Sprachedicte den Widerstand der nichtdeutschen Nationalitäten wachgerufen hätten.

Mit der Thatsache der längst eingebürgerten Anwendung der deutschen Sprache in allen kaiserlichen, beziehungsweise landesfürstlichen Ämtern sowie bei den meisten Landesbehörden bis auf unsere Gegenwart muss gerechnet werden.

Als Consequenz der allgemein, man kann wirklich mit Berechtigung sagen eingebürgerten deutschen Amtssprache war das Bestreben nach Ausbreitung des deutschen Sprachunterrichtes in den Schulen geradezu unausbleiblich, weil dadurch die Eltern das Fortkommen ihrer Kinder fördern wollten, zudem der Verkehr zwischen Behörden und Publicum, wie man sich in alten Rescripten ausdrückte, wesentlich er-

leichtert wurde. So ergab es sich denn früher von selbst, dass in slavischen Ländern und Bezirken das Schulwesen sich immer mehr auf deutscher Basis entwickelte, ohne dass seitens des Gros der Bevölkerung darin ein Grund zur Klage erblickt wurde. Die Kreise der nationalen Intelligenz, welche diesen Vorgang als Germanisierungsversuch empfanden, waren bis in die Fünfzigerjahre noch sehr beengte und hatten auch keine legalen Mittel, ihre oppositionelle Gesinnung zu bethätigen. Dergestalt erscheint die weite Verbreitung des deutschen Unterrichtes als die zweite wichtige Thatsache, welche ins Auge gefasst werden muss.

Als dritter Grund für die Ausbreitung der deutschen Sprache in Österreich ergibt sich der Umstand, dass es mit Rücksicht auf die militärischen und Verkehrsinteressen ebenfalls höchst förderlich sein musste, wenn die Kenntnis einer gemeinsamen Sprache möglichst allgemein wurde. Demnach stellt sich die Ausbreitung der deutschen Sprache auch als ein politisches Machtmittel dar, sei es im friedlichen Concurrenzkampfe des Handels, sei es als gemeinsames Verständigungswerkzeug vor dem Feinde.

Obige Umstände lassen es sehr begreiflich erscheinen, dass man während des Bach'schen Regimes diesem Factor eine thunlichst ausgiebige Verbreitung zu verschaffen trachtete. Solche Ausnützung einer Sprache als allgemeinen Verständigungs- und Verkehrsmittels ist nur eine Art Verstaatlichung, Verwertung der Sprache für den Staatszweck. Es handelte sich hierbei in der Hauptsache auch bloß um die Sprache und ihre staatliche Verwertung, nicht um die Nationalität, und wenn der absolute Staat unter den verschiedenen Nationalsprachen die deutsche als die geeignetste — weitest verbreitete — erwählt hat, so war vom Standpunkte der Regierung damit durchaus nicht eine Zurücksetzung der anderen Nationalitäten beabsichtigt, sondern nur einer durch den höheren Zweck, die Staatsraison gerechtfertigten Nothwendigkeit Rechnung getragen.

In der den Absolutismus ablösenden constitutionellen Ära der Sechzigerjahre konnten alle Nationalitäten ihr Schulwesen und die Anerkennung ihrer nationalen Rechte wesentlich fördern, und es kam das nationale Selbstgefühl in allen Lagern zu kräftigerem Ausdrucke.

Beim Inslebentreten der jetzigen Verfassung haben wir es demnach auf der einen Seite mit dem schon durch mehr als ein Jahrhundert geübten, also traditionellen Gebrauche der deutschen Amtssprache und einem auch in den slavischen Ländern noch herrschenden deutschen Schulwesen zu thun, dem gegenüber auf der anderen Seite

ein immer prononcierteres Geltendmachen der eigenen nationalen Individualitäten und Sprachen sich entwickelt. Da nun die Slaven im ganzen gegenüber den Deutschen in Bezug auf Volkszahl sich in der Majorität befinden, so musste in dem Kampfe um die Sprache, welcher zugleich jenen um die anderen nationalen Rechte in sich begreift, das traditionelle Übergewicht der Deutschen mehr und mehr erschüttert werden.

Als erste Bedingung zur Anbahnung einer normalen verfassungsmäßigen Entwicklung in Österreich muss aber die Regelung der Nationalitätenverhältnisse, d. h. die wirkliche, aufrichtige und rückhaltlose Durchführung der Rechtsgleichheit der Nationalitäten in Amt und Schule angesehen werden.

Es wurden in dieser Richtung allerdings schon wesentliche Concessionen sowohl im Gebiete des öffentlichen Unterrichtswesens als auch in Betreff der Anwendung der landesüblichen Sprachen im amtlichen Verkehre gemacht. Sie sind aber nicht im Stande gewesen, die Unzufriedenheit zu beheben, weil sie einestheils nur nach jeweiligen Anschauungen als locale Einführungen in das Leben traten, anderntheils, wenn sie auch auf allgemeinere Geltung berechnet waren, bloß die Forderungen der einen Nationalität im Auge hatten, wodurch wieder die andere sich zurückgesetzt erachtete, wie es bisher bei allen Sprachenverordnungen der Fall war. Es fehlte die grundlegende Idee, eine sichere Rechtsbasis, von der die nothwendige Verständigung ausgehen und die gewissermaßen den Anfangspunkt für ein gegenseitiges Einvernehmen der betreffenden nationalen Gruppen unter fördernder Beihilfe der Regierung bilden konnte.

Das immer wieder hervortretende Bedürfnis nach innerem Frieden und endlicher Beilegung des nationalen Streites zeitigte auch schon öfters Anläufe zu einer allgemein objectiveren Beurtheilung der Situation.

So war es ein Zeichen richtiger Erfassung der Sachlage, als die Jungčechen zuerst den nationalen Frieden schließen wollten, um dann im Einverständnisse mit den Deutschböhmen die erreichbaren autonomistischen Forderungen auf die Tagesordnung setzen zu können. Ebenso zeigt es von politischer Klugheit, wenn die Deutschmährer darauf hinwirken, dass in den deutschen Schulen Mährens auch die zweite Landessprache gelehrt werde, und wäre es zu wünschen, dass die Deutschböhmen sich endlich gleichfalls auf diesen praktischen Standpunkt stellen möchten.

Die Verständigung zwischen den Nationalitäten sowohl im Norden als im Süden des Staates muss eine wesentliche Förderung erfahren

durch das Dazwischentreten der socialen Frage, welche, im nationalen Streite zuwenig beachtet, nun mit schweren Schritten ihr Dasein anmeldet und Berücksichtigung fordert.

Es wären also viele Bedingungen vorhanden, welche eine Ausgleichung der Nationalitätengegensätze begünstigen und ermöglichen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben, wenn bei den Verhandlungen von der einen Nationalität zur anderen nachstehende Gesichtspunkte beobachtet werden.

Die Deutschen — ohne Berücksichtigung der sonstigen Parteischattierung — dürfen in erster Linie nicht vergessen, dass sie es bei ihren Verhandlungen mit den anderen Nationalitäten mit in jeder Beziehung, also auch in nationaler und sprachlicher, vollkommen gleich gestellten Mitbürgern zu thun haben. Dieses gleiche Recht ist durch die geltende Verfassung in ganz klarer, jeden Zweifel ausschließender Weise gesetzlich statuiert.

Das gleiche Recht der Nationalitäten kann durch den Umstand nicht alteriert werden, dass der deutschen Sprache vor Einführung der Verfassung von lange her ein dominierender Platz eingeräumt war, und dass Opportunitäts- sowie Bequemlichkeitsgründe diesen allgemeinen Gebrauch gewissermaßen sanctioniert hatten. Die hervorragende deutsche Cultur, welche die anderen Nationalitäten in sich aufgenommen haben, fordert deshalb noch nicht naturnothwendigerweise die deutsche Vorherrschaft im modernen Österreich. Ihr Einfluss wird sich jedoch ohne Zwang von selbst geltend machen, wenn man deutscherseits aufhören wird, ihn als einen dem deutschen Elemente gebürenden den anderen Nationalitäten aufdrängen zu wollen.

Ebenso möge man endlich eingedenk sein, dass es einer so hoch entwickelten Nationalität wie den Deutschösterreichern übel ansteht, sich immer der Furcht vor Slavisierung hinzugeben und dagegen stets den Schutz der Regierung anzurufen.

Wenn eine so günstig gestellte Nationalität wie die Deutschösterreicher nicht mehr im Stande wäre, sich der Entnationalisierung zu entziehen, dann hälfe ihr auf die Dauer auch die Regierungsstütze nicht mehr. Die wahre Ursache oder Schuld muss man dann aber nicht allein in Übergriffen oder Bevorzugung der anderen Nationalitäten suchen, sondern zum Theile in eigener Schwäche, im Mangel an Ausdauer und Widerstandsfähigkeit, in den durch den modernen Verkehr geänderten wirtschaftlichen und socialen Verhältnissen, endlich in der Entwicklung der politischen und Rechtszustände. Sowenig die Aus-

breitung der deutschen Cultur und Sprache in der Neuzeit trotz ihrer langen Dauer vermocht hatte, die čechischen Bezirke in den Sudetenländern und die Slovenen an und südlich der Drau zu germanisieren, ebensowenig wird eine erweiterte slavische Amtierung, werden slavische Schulen, Gerichtsverhandlungen, Erledigungen und Kundmachungen oder Straßen- und Geschäftsaufschriften &c. deutsche Bezirke entnationalisieren — dagegen kann und soll die Erziehung in der Familie, das nationale Selbstgefühl schützen. Das setzt freilich ein genügendes nationales Beharrungsvermögen voraus.

Nicht von dieser Seite droht dem Deutschthum also die eigentliche Gefahr!

Der frugale und billigere slavische und italienische Arbeiter, welcher in den deutschen Fabriken, Orten und Städten überall gesucht und aufgenommen wird, verdrängt die theure einheimische Kraft und gründet sich auf deutschem Boden seine Heimstätte: die Gefahr ist also wirtschaftlicher, socialer Natur, sie kommt von unten und kann auch von der Regierung nicht abgewehrt werden, ohne dass in die Productionsverhältnisse der betreffenden Gegenden störend eingegriffen und gewisse staatsbürgerliche Rechte verletzt würden. Diesen fremden Arbeitern, ob sie sich nun in den Städten oder auf dem Lande ansiedeln, fällt es aber gar nicht ein, dies dem Nationalitätenprincipe zuliebe zu thun — um die Ausbreitung ihres Stammes zu fördern. Sie haben nur den materiellen Zweck vor Augen: sich bessere Existenzbedingungen zu schaffen. Gleichwohl engen sie den früheren deutschen Besitzstand und die deutsche Besiedlung stellenweise empfindlich ein.

Dagegen kann allein die deutsche Bevölkerung selbst durch größere Regsamkeit und Genügsamkeit Abhilfe treffen.

Es mag allerdings vorkommen, dass Fabriks- und Grundherren aus nationalen Motiven die Angehörigen der einen oder der anderen Nationalität als Arbeiter oder Bauern heranziehen — das ist aber weniger ins Gewicht fallend und wird sich vielleicht gegenseitig ziemlich ausgleichen.

Ganz objectiv, nicht vom Gesichtspunkte der einen oder der anderen Nationalität die Dinge betrachtet, lässt sich, ohne eine begründete Einwendung befürchten zu müssen, ungescheut die Behauptung aufstellen, dass trotz der Germanisierungsversuche, über welche namentlich in den Fünfzigerjahren und später so oft und heftig geklagt wurde, es kaum ein böhmisches oder slovenisches Dorf geben wird, das innerhalb dieser Zeit deutsch geworden wäre. Dagegen ist es

ebenso sicher, dass in vielen früher rein deutschen Bezirken und Ortschaften und zwar nicht bloß an den Sprachengrenzen nunmehr mindestens starke slavische Minoritäten, wenn nicht Majoritäten durch Zuwanderung entstanden sind, während sich das Zuwachsen deutscher Bevölkerung in slavischen Orten oder Gegenden nur in kleinerem Maßstabe nachweisen lässt. Dasselbe gilt betreffs des italienischen Elementes in Südtirol.

Weiters muss auch in der Richtung der Wahrheit die Ehre gegeben werden, dass in allen slavischen Gebieten, wo in älterer Zeit die deutsche Sprache infolge langjähriger behördlicher Förderung größere Verbreitung gefunden hatte, das slavische Element sich trotzdem ungeschwächt erhalten und, sobald die äußere Einwirkung aufhörte, mit mehr Kraft als vordem entfaltet hat. Also von einer slavischen Entnationalisierung kann ebenfalls keine Rede sein. Jedoch manches von den Deutschen Erlernte — das g.ben unbefangene Slaven wohl selbst zu — hat den Fortschritt ihrer Cultur wesentlich erleichtert. Wenn man sich mithin der unumstößlichen Thatsache nicht verschließen darf, dass Amt und Schule bisher nicht vermocht haben, die Ausbreitung der einen, beziehungsweise die Verdrängung der anderen Nationalität in einigermaßen fühlbarer Weise zu fördern oder zu hindern, dann stehe man endlich von dem unfruchtbaren Kampf ab und begebe sich aus der abstracten Öde nationaler Vorurtheile in den erfrischenden Bereich des realen Lebens und positiven Schaffens. Das sachliche Bedürfnis wird wie von selbst den richtigen Weg zum Ziele gegenseitiger Verständigung weisen, und man wird sich überzeugen, dass diese Frage, welche bis nun so viele Schwierigkeiten und schwere Kämpfe verursachte, sobald man ihre wirkliche Natur erkannt, sich auf ganz einfache Verhältnisse zurückführen und auf ganz einfache Weise lösen lässt. Amt und Schule, wenn sie auch in weiterem Sinne staatlichen Zwecken dienen sollen, müssen doch in erster Linie dem Bedürfnisse der Bevölkerung entsprechen, für die sie wirken. Da kann kein Zweifel sein, dass die Sprache der betreffenden Orte oder Bezirke, in welchen sich Amt und Schule befinden, vor allem zu berücksichtigen ist. Nachdem grundgesetzlich niemand zur Erlernung einer anderen als seiner Muttersprache verhalten werden darf, so muss vor dem Amte jeder Bürger sein Recht zum mindesten im eigenen Heimatsbezirke in seiner Sprache suchen können, d. h. es müssen die in der betreffenden Sprache eingereichten Eingaben nicht nur angenommen, sondern in derselben Sprache auch erledigt werden.

Nun besteht die Vermischung der Nationalitäten, wie bekannt, bei uns in sehr verschiedenem Grade oder richtiger, in sehr ungleichem, örtlich wechselndem Verhältnisse. In jenen Ländern, wo die Sprachgebiete scharf abgegrenzt sind, kann die Lösung nach Obigem nicht schwierig werden; aber auch in gemischtsprachigen Gebieten lässt sich unschwer ein Modus finden, wenn man nämlich ein nationales Minimum procentual feststellt, bei dessen Vorhandensein die Amtierung zweisprachig zu geschehen hat. In der Armee hat man dem schon längst Rechnung getragen, indem die Nationalsprache jener Mannschaft, welche ein Zwanzigstel des Mannschaftsstandes erreicht, neben der deutschen Dienstsprache als Regimentssprache systemisiert ist.

Ob nun bei der Amtierung der Civilbehörden ein ähnliches procentuelles Verhältnis der Bevölkerung, ob dasselbe etwas höher oder etwas niederer anzunehmen sei, wird sich kaum allgemein bestimmen, sondern nur nach den einzelnen Ländern fixieren lassen, weil da auch andere Fragen Einfluss nehmen dürften. Man wird in Böhmen vielleicht nicht so vorgehen können wie in Schlesien, ja man wird vielleicht sogar anders in dessen westlichem und östlichem Theile vorgehen müssen, anders wieder in den südlichen Alpenländern. Es sei hier daran erinnert, dass es in Tirol trotz der sehr scharfen nationalen Scheidung zwischen dem Deutsch- und Italienisch-Tiroler in Bezug auf die Amtierung eigentlich keinen Sprachenstreit gibt, wie dies der Verfasser aus eigener Kenntnis der Landesverhältnisse zu constatieren vermag. Da bildet im wesentlichen nur die Autonomiefrage, auf welche wir noch zurückkommen, den Zankapfel. Der Deutsch-Tiroler findet es ganz selbstverständlich, dass in Welsch-Tirol italienisch amtiert wird, und macht seine Eingabe in dieser Sprache — analog ist es in Deutsch-Tirol. Die Sprache wird eben bloß als Verständigungs- oder Verkehrsmittel benützt und ihr Gebrauch zu keiner weiteren Bedeutung hinaufgeschraubt.

Es ist allerdings richtig, dass eine doppelsprachige Amtierung nicht nur größere Anforderungen an die Beamten, sondern auch betreffs der inneren amtlichen Manipulation manche Erschwernisse bedingt und zum Theile mehr Zeit absorbiert; darum empfiehlt es sich aus rein sachlichen Gründen, an den Sprachgrenzen, überhaupt in sprachlich gemischten Territorien, soweit es ohne Beeinträchtigung des Verkehres zwischen Bevölkerung und Amt, z. B. in Bezug auf Lage und Verbindungen zu den Amtsorten, geschehen kann, die politischen und gerichtlichen Amtsgebiete in der Art zu regeln, dass, wo thunlich,

wenigstens die kleineren Rayons — Bezirke — spracheinheitlich bleiben.

Ein solcher Vorgang kommt beiden Theilen zugute, und wenn auch da oder dort die eine Nationalität gewinnt, so wird sich das Verhältnis in einem anderen Bezirke oder Orte wieder für die andere Nationalität vortheilhafter gestalten. Ein für alle Theile befriedigendes Resultat erheischt eben eine objective, unparteiische und sachliche Würdigung seitens der hierzu berufenen Factoren, und möge man allerseits der Versuchung aus dem Wege gehen, durch eine willkürliche Zusammensetzung der Amtsbezirke die eine oder die andere Nationalität begünstigen und ohne Rücksicht auf bestehende fördernde oder hemmende locale Bedingungen künstliche Majoritäten oder Sprachminima herstellen zu wollen.

Durch eine dem Bedürfnisse entsprechende rationelle Arrondierung der nationalen Gebiete wird man in der Folge vielen Frictionen vorbeugen.

Es wird nicht zu vermeiden sein, dass die in verschiedenen Bezirken oder geschlossenen Orten und Städten befindlichen kleinen Parcellen anderssprachiger Bewohner, welche jedoch das bestimmte Minimum nicht erreichen, in Bezug auf sprachlich getheilte Amtierung nicht berücksichtigt werden können. Solche kleine Sprachinseln inmitten anderssprachiger Majoritäten sind vermöge der steten Berührung mit ihrer Nachbarschaft ohnehin durch das eigene Interesse gezwungen, sich auch mit deren Sprache vertraut zu machen, und bietet ihnen infolge dessen der Amtsverkehr darin keine Schwierigkeiten. So gibt es z. B. kleine Bruchtheile deutscher Bevölkerung sehr häufig in den meisten geschlossenen Orten und Städten in den slavischen Gegenden der südlichen Alpenländer, ebenso in den nördlichen Kronländern. Dagegen sind böhmische Sprachinseln in dem sogenannten geschlossenen deutschen Sprachgebiete in Böhmen, Mähren und Schlesien vorhanden.

Die nicht heimatsberechtigte flottante Bevölkerung kommt hinsichtlich der Bestimmung der Amtssprache nicht in Betracht.

In Consequenz des vorbezeichneten Vorganges regelt sich in gemischtsprachigen Ländern auch die Amtierung der höheren Landesbehörden mit Bezug auf die Gemeinden und Bezirke sowie im Wege der unterstehenden Ämter mit der Bevölkerung oder direct mit einzelnen Corporationen oder mittelst Kundmachungen u. s. w.

Wenn hiermit der Modus für die Einrichtung des Amtsverkehrs innerhalb der einzelnen Länder in allgemeinen Zügen angedeutet ist

und daraus zugleich jener des Verkehres von und zu den Centralstellen abgeleitet werden kann, so wäre nur noch zu erwähnen, dass im Verkehre in ein anderssprachiges Kronland das Recht des Gebrauches der eigenen Sprache nicht bestritten werden darf, und dass es deshalb kaum zu rechtfertigen wäre, wenn ein solcher Act von der anderssprachigen Behörde oder Corporation nicht angenommen würde.

Nachdem es jedoch nicht angeht, von den Beamten &c. zu verlangen, dass sie sämmtliche Sprachen des Staates sprechen, ebensowenig aber überall Dolmetsche angestellt werden können, solche Acte also an die zuständigen Behörden zur Übersetzung geleitet werden müssten, wird man sich in derartigen Correspondenzfällen aus Zweckmäßigkeitsgründen nach wie vor auf einfach realem Boden bewegen und jene Sprache reden, beziehungsweise schreiben, welche in Österreich mit Ausnahme von Dalmatien und Galizien fast bei allen Behörden verstanden wird und auch geschrieben werden kann. Diese Eigenschaft der deutschen Sprache als gangbaren Verständigungsmittels wird umsoweniger von den anderen Nationalitäten unterschätzt und diese Sprache umso eher benützt werden, je weniger sie ihnen von deutscher Seite aufgedrängt wird. Die Verwertung der deutschen Sprache als Verkehrsvermittlung tritt den anderen Nationalitäten nicht näher, als wenn z. B. im Außenhandel, insbesondere im überseeischen, für gewisse Relationen die englische Correspondenz und im diplomatischen Verkehr die französische Sprache benützt werden.

In Böhmen wird die Feststellung der Amtssprache durch die Forderung, dass der Böhme im ganzen Lande in seiner Sprache sein Recht finden solle, desgleichen durch die deutscherseits geforderte Respectierung des geschlossenen deutschen Sprachgebietes einigermaßen compliciert. Würde man jedoch vorurtheilslos den Amtsverkehr nur als das auffassen, was er wirklich ist, als Mittel zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Rechtes, zur Sicherung der gegenseitigen Interessen und zur Hebung der Volkswohlfahrt, so müsste man zu dem Resultate kommen, dass in Böhmen, dessen geschichtliche Entwicklung beide Volksstämme so eng ineinander verwoben hat, wo beide wie an dem ersten Aufblühen unter den Přemysliden, so an dem späteren Niedergange und dem neuen Aufschwunge seit Maria Theresias Zeiten in gleichem Maße theilgenommen haben, die einfachste und natürlichste Lösung die wäre, wenn im ganzen Lande in beiden Sprachen amtsgehandelt, d. h. Eingaben und Erledigungen überall in beiden Sprachen angenommen, beziehungsweise ausgefertigt würden.

In den beiden sogenannten geschlossenen Sprachgebieten — denn dem deutschen steht ein größeres čechisches gegenüber — sind bekanntermaßen, abgesehen davon, dass die Grenzen sehr schwer festzustellen sein dürften und gemischtsprachige Gebiete dies- und jenseits derselben vielfach ineinandergreifen, zahlreiche kleinere und größere anderssprachige Enclaven eingestreut, deren Bewohner, sowie das sprachliche Minimum örtlich erreicht ist, auch bei der Amtierung im betreffenden Orte oder Bezirke berücksichtigt werden müssen.

Dass eine für das ganze Land einzuführende zweisprachige Amtierung eine Entnationalisierung des einen oder des anderen Volksstammes auch nur indirecte fördern würde, ist gewiss nicht zu fürchten. Die Grundlosigkeit einer solchen Annahme oder Befürchtung dürfte angesichts der oben klargelegten hauptsächlichsten Ursachen der nationalen Verschiebung allein von jenen angefochten werden, welche sich durch intransigente Voreingenommenheit einer ruhigen Beurtheilung der Sache absolut verschließen wollen.

Die Aufregung in beiden nationalen Lagern ist derzeit eine zu große und nachhaltige, so dass die Anwendung der zweiten Landessprache in den sogenannten geschlossenen Sprachgebieten kaum angezeigt sein dürfte. Darum wird in Böhmen nichts anderes erübrigen, als das früher ventilierte Princip des Gebrauches der Amtssprache für die gemischtsprachigen Bezirke und Landstriche in Anwendung zu bringen. Hiernach würde in den beiden geschlossenen Sprachgebieten nur in der betreffenden Sprache, in den gemischtsprachigen Bezirken zweisprachig zu amtieren und der Amtsverkehr mit den höheren Behörden auf Grund der Sprache der nationalen Majorität in den bezüglichen Bezirken zu regeln sein.

Die nationalen Verhältnisse in Mähren dürften von jenen in Böhmen nicht wesentlich abweichen. Jene in Schlesien sind einigermaßen anders, weil dem fast rein deutschen westlichen Theile ganz getrennt der dreisprachige östliche — Teschner Kreis — gegenübersteht.

Von deutschböhmischer Seite wird unter Berufung auf die Grundgesetze als Hindernis gegen die Einführung der Zweisprachigkeit bei der Amtierung im geschlossenen deutschen Sprachbezirke der Umstand in die Wagschale geworfen, dass dann alle deutschen Beamten gezwungen wären, böhmisch zu lernen. Dieser Grund ist aber in Wirklichkeit nur zum Theile stichhaltig. (Schluss folgt.)

Die Petroleumindustrie Galiziens.

Von **Dr. Ladislaus Szajnocha,**
Krakau. k. k. Universitätsprofessor.

Drei Mineralien kennzeichnen Galizien und haben das galizische Karpathengebirge weit über Österreichs Grenzen bekannt gemacht: das Salz, das Erdwachs, auch Ozokerit genannt, und das Erdöl oder die Naphtha. Das erste tritt am Nordrande der Karpathen in der subkarpathischen Miocänformation an zahlreichen Punkten in großer Menge auf, und zwei seit Jahrhunderten berühmte Steinsalzgruben, Wieliczka und Bochnia, nebst neun in Ostgalizien gelegenen Sudsalinen producieren heute noch sehr bedeutende Mengen von Speise-, Vieh- und Fabrikssalz für den galizischen, schlesischen und mährisch-böhmischen Consum.

Das Erdwachs, dessen Auftreten auch auf die subkarpathische Salzthonformation beschränkt ist, ist jedoch viel seltener, und nur einige wenige Punkte, wie Borysław und Truskawiec bei Drohobycz und Dzwiniacz, Starunia und Mołotków bei Nadwórna, haben im Erdwachsbergbaue eine Rolle gespielt. Borysław ist unter diesen Punkten der wichtigste Ort, welcher, der einzige der Art in Europa und auf der ganzen Erdoberfläche, so große Quantitäten — seit dem Jahre 1863 bis zum Jahre 1897 mindestens 3,000.000 *q* im Werte von 90 Millionen Gulden — jener eigenthümlichen, dunklen, fetten, wachsartigen Masse geliefert hat.

Viel weniger local ist das Vorkommen des flüssigen Erdöles, welches in einer langen und breiten, sowohl am Karpathenrande als auch innerhalb des Karpathengebirges sich auf eine Erstreckung von mindestens 365 *km* hinziehenden Zone an etwa 300 bis 350 Punkten bekannt ist und in zahlreichen Gruben durch Bohr- und Pumpwerke zutage gebracht wird. In den letzten 45 Jahren (1852 bis 1897) wurden in Galizien mindestens an 26,000.000 *q* Erdöl im Werte von circa 98 Millionen Gulden erschürft und erbohrt und entweder innerhalb der Landesgrenzen oder außerhalb derselben zu Leucht- und Lampenöl verarbeitet. Durch das Erdöl ins Dasein gerufen, erblühte in den bisher ziemlich armen Gebirgsgegenden eine mächtige und reiche Petroleumindustrie, ein großer Export des Rohöles und der Destillate belebte die Verkehrswege nach Schlesien, Niederösterreich und Ungarn, und viele Tausende von Arbeitern fanden da eine gute,

dauernde und nahe Erwerbsquelle. In der Entwicklungsgeschichte der galizischen Industrie während der letzten fünfzig Jahre spielt das Petroleum eine hervorragende Rolle, indem unwirtliche Gegenden productiv wurden, namhafte Capitalien fruchtbringend angelegt werden konnten und bedeutende Geldwerte entstanden durch ein Mineral, das, zum Leuchten bestimmt, Licht und Wohlhabenheit in die bisherige Armut zu tragen vermochte. Heutzutage kämpft der galizische Petroleumbergbau tapfer, um den ganzen Consum der österreichisch-ungarischen Monarchie zu erobern und zu befriedigen, im gerechten Selbstgefühle der ihm innewohnenden Kraft, die bisher nicht einmal durch die übermächtige amerikanische und russische Concurrenz gebrochen werden konnte. Hier wollen wir, den nicht weniger eigenthümlichen, aber doch weniger bedeutungsvollen Erdwachsbergbau beiseite lassend, uns mit der galizischen Petroleumindustrie näher beschäftigen und auf Grundlage eigener Beobachtungen sowie einer sehr reichen, wenn auch sehr zersplitterten Literatur in kurzen Zügen das Vorkommen, die Gewinnung und die Verwertung des Erdöles skizzieren.

❦

Das Erdöl, eine dunkelbraune oder grünlich-schwarze, seltener dunkelröthliche oder hellgelbliche fette Flüssigkeit vom specifischen Gewichte 0·77 bis 0·9, erscheint meistens auf der Oberfläche der fließenden oder stagnierenden Gewässer als ein dünnes, stark irisierendes Häutchen insbesondere nach heftigeren Regengüssen oder Überschwemmungen, welche das oberste Erdreich und die etwas tiefer liegenden Schichten zu durchdringen und zu lockern vermögen. Zumeist kommt dieses im Lande „ropa“, „kipiączka“ oder „nafta“ genannte Rohöl in der Nähe der schwarzen oder dunkelbraunen, fetten, thonigen Mergelschiefer vor, die, der sogenannten Menilitstufe der Obereocän- und Oligocänformation angehörig, in bedeutender Mächtigkeit und öfters ganz voll von fossilen Fischresten an zahlreichen Punkten der mittel- und ostgalizischen Zone in breiten und langen Zügen auftreten. In chemischer Beziehung stellt das Erdöl ein Gemisch von festen, flüssigen und gasförmigen Kohlenwasserstoffen dar, die, hauptsächlich zu den zwei Typen der Paraffin- und der aromatischen Reihe gehörend, in nicht immer constantem Verhältnisse vertreten sind und dadurch die chemisch und technisch verschiedenen Arten von Rohöl hervorbringen. Nach Prof. Lachowicz enthält das galizische Rohöl im Mittel 85·7% Volumtheile der Kohlenwasserstoffe aus der Paraffinreihe: $C_n H_{2n+2}$ und 14·7% der aromatischen Kohlenwasserstoffe: $C_n H_{2n-6}$, obzwar auch andere Kohlenwasser-

stoffe, z. B. aus der Olefinreihe: $C_n H_{2n}$, in den galizischen Erdölen nicht fehlen, wie das eine Analyse des hellen Erdöles aus Klęczany beweist, welches nach Prof. Pawlewski 95 bis 97% der gesättigten (Paraffin), 2 bis 3% der aromatischen (Benzol) und gegen 1 bis 2% der Olefin (Äthylen)-Kohlenwasserstoffe enthält.

Zu den festen, im Erdöle nur gelöst vorhandenen Kohlenwasserstoffen gehört das Paraffin, welches in geringeren Mengen beinahe einem jeden Rohöle beigemengt ist, und welches bei entsprechend niedriger Temperatur von 3 bis 4° C. aus demselben in glänzenden fetten Schuppen ausgeschieden und ausgepresst werden kann. Manche Öle enthalten 3, 4, 5 oder mehr Procente an Paraffin, und im Boryslawer Erdöle soll der Paraffingehalt nach der Analyse von Dr. Gintl bis 11·4% erreichen. Zu den paraffinarmen — nicht über 3% — werden die Erdöle von Ropa, Męcina und Wojtowa in Westgalizien, zu den paraffinreichen — 3 bis 5% — die aus Harklowa, Kobylanka, Schodnica, Borysław, Starunia und Słoboda Rungurska gerechnet. Höchst wichtig für die Auffassung des ganzen Erdölvorkommens sind die Studien und Nachforschungen nach seiner Entstehung. Nach den äußerst zahlreichen Hypothesen und Theorien, welche in dieser Beziehung von vielen Geologen und Chemikern während der letzten 40 Jahre aufgestellt worden sind, darf man wohl heute mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass der Ursprung des Petroleums weder im tiefsten, geschmolzenen Erdinnern noch in den Kohlenflötzen oder in den Meeresalgen der Kreide- und Oligocänformation, sondern in denselben schwarzen, oft mit rußender Flamme brennenden bituminösen Schiefern der Menilitstufe, neben welchen es aufzutreten pflegt, gesucht werden muss. Nur die in diesen Schiefern beinahe an jedem Punkte und öfters in großer Anzahl enthaltenen fossilen Fische aus den Gattungen Clupea, Lepidopides, Meletta u. a. können in ausreichendem Maße die ursprüngliche Fettsubstanz geliefert haben, welche im Laufe von späteren Epochen und Millionen von Jahrhunderten unter dem Einflusse der Erdwärme und des kolossalen Gebirgsdruckes der darauf gelagerten Schichten etwa in der Art zum Rohöl von der Natur umgewandelt wurde, wie aus dem Fischthrane des Menhadenfisches (Clupea tyrannus) bei einer Temperatur von 360 bis 420° C. und unter dem Drucke von 20 bis 25 Atmosphären das „künstliche Erdöl" von Prof. Engler hergestellt wurde.

Nicht nur jedoch in der Nähe der schwarzen, fischführenden Schiefer der Menilitstufe, sondern auch in anderen Horizonten der

karpathischen Sandsteinformationen erscheint das Petroleum, wenngleich nicht auf primärer, sondern meist bloß auf secundärer Lagerstätte. Durch Gase emporgetrieben oder durch Wasser heraufgedrängt, sickerte dasselbe in die mehr oder weniger porösen und klüftigen Sandsteine der unterlagernden Horizonte der Kreide- und Eocän-Oligocänformation und erfüllte die Poren der schwammartigen Sandsteine oder sammelte sich in den langen und vielverzweigten Spalten und Klüften, die sämmtliche stark gefalteten Schichtcomplexe in allen möglichen Richtungen durchsetzen. Der Bohrmeißel trifft nicht selten in einer größeren oder geringeren Tiefe so eine zumeist äußerst schmale, kaum einige Centimeter breite Kluft oder Ader, und wenn der hydrostatische und der Gasdruck kräftig genug sind, dann schießt das Erdöl in einem starken Strahle fontänenartig hoch in die Luft empor oder muss erst durch ein Pumpwerk heraufgebracht werden, wenn der hydrostatische Druck die im Bohrloche meistens auflastende Wassersäule nicht zu bewältigen imstande ist.

Als Vorboten des Erdöles erscheinen in der Regel in den Schächten und Bohrlöchern mehr oder weniger stark betäubende Gase, und an vielen Punkten Galiziens waren früher oder sind noch heute an der Erdoberfläche Gasquellen bekannt, die, aus den Gesteinsklüften der zutage tretenden petroleumführenden Schichten hervorbrechend, das Vorhandensein des Petroleums in der Tiefe verrathen. Einer der in dieser Beziehung merkwürdigsten Punkte ist das Jodbad Iwonicz bei Krosno in Westgalizien, wo bereits im 17. Jahrhunderte das Vorkommen einer Brausequelle — im Volksmunde „bełkotka" genannt — bekannt war, und wo noch heute trotz zahlreicher in der Nähe der Quellen abgeteufter Petroleumschächte das Kohlenwasserstoffgas der Erde entquillt und angezündet mit einer großen beweglichen Flamme über dem Wasserspiegel emporzüngelt. Solche Petroleumgase bestehen meistens aus dem Sumpfgase oder Methan: CH_4 neben kleineren Mengen von Kohlensäure, Kohlenoxyd und Stickstoff und sind als ein weiteres Zersetzungsproduct des ursprünglichen Fischfettes und des aus demselben entstandenen Erdöles zu betrachten. In manchen Gruben werden diese Gase zur Beheizung der Dampfkessel oder zur Beleuchtung benützt, ohne jedoch den großen Industriewert zu erlangen, den die ähnlichen natürlichen Erdgase in vielen Gegenden Pennsylvaniens und Ohios durch viele Jahre besaßen. Stets wird das Erdöl von einem mehr oder weniger salzigen Wasser begleitet. Manchmal sind es ganz minimale Chlornatriumbeimengungen, die nur bei einer genauen

chemischen Analyse constatiert werden können, öfters ist der Salzgehalt deutlich durch den Geschmack wahrnehmbar und steigt bis 10, 20 oder 30 pro 10.000, und hier und da waren Fälle bekannt, wo das Schachtwasser geradezu ein Mineralwasser bildete und bis 151 pro 10.000 fixer Bestandtheile — darunter 32 Chlornatrium — wie in Bóbrka bei Krosno, oder sogar bis 210 fixer Bestandtheile — darunter 37 Chlornatrium — wie in Rymanów bei Iwonicz, enthielt. Jenes in einem Naphthabrunnen in der Tiefe von etwa 90 *m* zu Bóbrka im Jahre 1868 erschrotete Mineralwasser zeichnete sich noch durch eine kolossale Menge freier Kohlensäure aus, welche nach der Analyse von Prof. Stopczański bis 68 pro 10.000 betrug und dem Wasser den Charakter einer echten Kohlensäurequelle, etwa gleich der von Neusalzwerk in Preußen oder von Salzungen in Thüringen, verlieh. Bei weiterer Vertiefung und Verrohrung des Schachtes verlief jedoch sehr schnell der Zufluss der Kohlensäure, und das Mineralwasser verlor sich in die Tiefe.

Die natürlichen Erdölspuren werden, wie schon oben bemerkt, meistens in der Thalsohle an der Oberfläche der Bäche und kleinen Wasserlachen insbesondere nach größeren Überschwemmungen sichtbar, und ihr Zusammenhang mit der Tektonik der Schichten zeigt sich in vielen Fällen ungemein deutlich. Wo nämlich die karpathischen Schichten irgendwelchen Alters ganz horizontal oder nur wenig geneigt sind, da pflegt das Erdöl trotz der verlockendsten Spuren und trotz der erreichten, manchmal sehr bedeutenden Tiefe doch bloß in geringen Quantitäten vorzukommen, und ein eclatantes Beispiel dieser Erscheinung lieferte im Jahre 1868 ein Bohrloch zu Orów bei Schodnica in Ostgalizien, welches, bei einer fast horizontalen Schichtenlage an einem überaus versprechenden Punkte abgeteuft, trotz der gewonnenen Tiefe von 226 *m* fast resultatlos verlassen werden musste. Sind die Schichten aber stark geneigt oder gar geknickt und in größere Falten, d. h. Sättel und Mulden gelegt, dann werden die erbohrten Erdölmengen mehrentheils um ein namhaftes reichlicher, und geradezu regelmäßig wird von den meisten Unternehmern das Erdöl längs der bisweilen sich recht weit hinziehenden Schichtensättel gesucht. Hier und da, wie z. B. bei Wietrzno und Równe unweit Krosno, erscheinen diese Schichtensättel schon auf der Oberfläche, und da ist das Verfolgen derselben im Streichen und Fallen ungemein leicht, viel öfters jedoch muss der genaue Verlauf der Schichtensättel und der secundären Knickungen und Verwerfungen in einem neuen Terrain erst mittelst Bohrungen unter-

sucht werden. Der in der Regel ergiebigere Ölzufluss im Bereiche der Sättel und Falten steht wohl mit dem Auftreten daselbst in der Tiefe größerer Klüfte und Spalten im Zusammenhange, die infolge des faltenden Gebirgsdruckes an den Punkten der mächtigsten Spannung, d. i. auf den Sattelkämmen oder in ihrer Nähe entstehen mussten. Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass sich auch in den Muldentiefen einzelne Klüfte zu bilden vermochten, doch ist anzunehmen, dass sich diese Muldenklüfte viel eher verschließen und verstopfen ließen als die auf den Schichtensätteln, und dass sie daher keine oder wenigstens nicht so verzweigte natürliche Röhrenleitungen für das aus den Schiefern ausgepresste und zusammenfließende Petroleum abgeben konnten. Indes muss dabei berücksichtigt werden, dass bei besonders steil gestellten Sätteln oder Schichtfolgen die Bohrarbeit durch den gewöhnlich sehr bedeutenden Nachfall stark gehindert und die Erreichung einer größeren Tiefe höchst erschwert wird. Der Zusammenhang der petroleumführenden Klüfte in der Tiefe wurde durch mannigfaltige Zuflusserscheinungen in den benachbarten Schächten vielfach festgestellt. Nicht nur, dass hier und da im Fallen der Schichten später angelegte und demnach nothwendigerweise tiefere Schächte den älteren, seichteren Brunnen das Öl abzuleiten vermochten, sondern es zeigten auch manchmal die längs einer Öllinie, d. h. eines Schichtensattels angelegten oder schief zu derselben stehenden Brunnen eine auffällige Wasser- und Ölcommunication, und mancherorten konnte man sogar diese unterirdische Verbindung zur Absperrung des Wassers oder des Erdöles benützen.

Eine alltägliche Erscheinung ist es, dass in einer Grube zwei, drei oder sogar mehrere Erdölhorizonte angetroffen und unterschieden werden. Es sind meistens stärkere Sandsteincomplexe oder klüftige Lagen, in denen das Erdöl sich concentrieren konnte, während die dazwischen liegenden Schiefer oder schiefrigen Thone sich als öl- und wasserundurchlässig erweisen. Je tiefer, umso ergiebiger pflegen einzelne Horizonte zu sein, obwohl andererseits sehr viele Beispiele bekannt sind, wonach in einer ganz geringen Tiefe von 30, 40 oder 50 *m* größere Erdölzuflüsse, wenn auch von einer nur kurzen Dauer angetroffen werden.

Die Ergiebigkeit und die Lebensdauer einzelner Brunnen oder Bohrschächte sind ungemein wechselnd und veränderlich. In manchen westgalizischen Revieren, z. B. in Harklowa bei Jasło oder Kleczany bei Neu-Sandec, gibt es Brunnen, die jahrelang ohne Nachbohrung eine

ziemlich constante Erdölmenge liefern, welche zwischen 30 bis 50 *q* pro Monat beträgt. Andere Gruben lieferten bedeutende Quantitäten mit einem Schlage, und als derartige Beispiele, die übrigens nicht zu den allzu großen Seltenheiten in Galizien gehören, dürfen mehrere Schächte in Słoboda Rungurska bei Kossów, in Wietrzno und Równe bei Krosno, in Potok bei Krosno oder in Ropica ruska bei Gorlice angeführt werden.

Die zwei Schächte „Witold" und „Włodzimierz" zu Słoboda Rungurska lieferten nach Dr. Gintl, dem wir sehr viele und wichtige Details zur Geschichte der galizischen Petroleumindustrie zu verdanken haben, in 18 Monaten der Jahre 1883 und 1884 bis 180.000 *q* Rohöl, und „Hucul" hatte durch mehrere Wochen eine Tagesproduction von 250 *q*. Ein Schacht in Równe (Nr. VII) lieferte im Jahre 1889 bis 50.000 *q*, im Jahre 1890 noch über 28.000 *q*, wobei er sogar eine maximale Monatsproduction — im September 1889 — von über 18.000 *q* erreichte. Einige Schächte in Potok hatten eine noch größere und ein paar Brunnen in Ropica eine annähernd gleiche Production aufzuweisen.

Als ein für Galizien ganz ungewöhnliches Phänomen muss zuletzt der der Anglobank gehörige Schacht „Jakob" (Nr. 78) in Schodnica angeführt werden, welcher, im August 1895 bis zu 304 *m* niedergestoßen, durch seinen ersten Ausbruch die Gegend im Umkreise von $^1/_2$ *km* überschwemmte und eine anfängliche Tagesproduction von circa 10.000 *q* Öl im Werte von etwa 25.000 Gulden verzeichnete, die freilich nach mehreren Monaten bis auf beiläufig 300 *q* pro Tag herabsank. Die Lebensdauer solcher phänomenaler Ölausbrüche ist wohl in der Regel ziemlich kurz, und anhaltende kolossale Springbrunnen, wie man sie in Baku am Kaspisee nicht gar selten zu sehen bekommt, sind bisher in Galizien unbekannt geblieben.

In geologischer Beziehung ist das Vorkommen von Petroleum in Galizien zweifacher Art. Erstens tritt es auf primärer Lagerstätte in den obereocänen und oligocänen Sandstein- und Schiefercomplexen der breiten karpathischen Zone etwa von Neu-Sandec am Dunajecflusse im Westen bis zum Czeremoszflusse an der bukowinischen Grenze im Osten auf, zweitens findet es sich auf secundärer Lagerstätte wie hineingesickert an mehreren Punkten der subkarpathischen Miocänformation, z. B. bei Boryslaw, bei Dzwiniacz, bei Dolina und an mehreren Stellen zwischen Jablonów und Kuty. Das letztere, subkarpathische Vorkommen steht ferner mit dem Auftreten des Erdwachses, welches als ein späteres, aus paraffinreichem Erdöle entstandenes Product betrachtet werden muss, im engen Zusammenhange und dem

ersteren, primären Vorkommen quantitativ weit nach. Das innenkarpathische Vorkommen erstreckt sich von Neu-Sandec bis Kossów auf eine Länge von etwa 365 *km*, und wenn auch nicht in der ganzen Länge der Zone und nicht in der ganzen Breite des Karpathengebirges Ölspuren und Ölpunkte zu verzeichnen sind, so ist ihre Anzahl doch eine sehr bedeutende, und die Zahl der Punkte, an welchen das Auftreten von Erdöl in Spuren oder größeren Mengen constatiert wurde, darf auf mindestens 300 bis 350 berechnet werden. Diese Punkte können am besten nach den Flussgebieten der nach Norden oder Osten strömenden Karpathenflüsse, wie Dunajec, Biała, Wisłoka mit Ropa und Jasiołka, Wisłok, San, Dniester, Stryj mit Opór, Swica mit Mizuńka und Sukiel, Łomnica, goldene und silberne Bystrzyca, Pruth und Czeremosz, eingetheilt und begrenzt werden.

Das westlichste von allen, das Dunajecgebiet, hat verhältnismäßig nur wenige Punkte des Erdölvorkommens, Męcina, Mordarka, Marcinkowice, Librantowa, Mogilno und Klęczany, aufzuweisen, von denen Klęczany, ein altes, bereits aus dem Jahre 1856 datierendes Bergwerk, wegen seines hellgelben, äußerst leichten und zur Vaselinfabrication besonders geeigneten Erdöls weit berühmt ist. Im Białagebiete sind Florynka, Wawrzka, Grybów, Stróżna u. a., im Wisłokagebiete Łosie, Ropa, Szymbark, Ropica, Dominikowice, Biecz, Sękowa, Siary, Męcina, Kobylanka, Kryg, Wojtowa, Harklowa, Cieklin, Mrukowa, Łężyny, Ropianka, Barwinek, Bóbrka, Wietrzno, Równe und viele andere als die wichtigsten Ölpunkte und Petroleumgruben anzuführen. Das Wisłokagebiet gehört heute noch zu den wichtigsten Ölrevieren Westgaliziens ebensowie das angrenzende Wisłokgebiet mit den Gruben in Rymanów, Iwonicz, Klimkówka, Potok, Stara Wieś, Węglówka, Turoszówka &c.

Das Sangebiet ist viel weniger bekannt geworden, doch sind auch hier mehrere Gruben, wie Rajskie, Polana, Płowce, Uherce, Łodyna, Berehy, durch längere Zeit thätig gewesen, und dasselbe kann vom Dniester- und Strwiążgebiete mit den größeren Ölgruben in Ropienka, Brelików, Rozpucie, Bandrów, Łomna und Hołowiec gesagt werden.

Im Stryj- und Oporgebiete darf man Pohar, Kreciata, Urycz, Orów, Mraźnica, Kropiwnik und vor allem Schodnica und Borysław anführen, von denen Borysław durch sein eigenartiges Ozokerit- und Erdöllager, Schodnica durch seine in jüngster Zeit erbohrten kolossalen Ölmengen weit über die Grenzen Österreichs berühmt wurden. Die Gebiete des Swica- und des Łomnicaflusses sind heute noch ver-

hältnismäßig wenig erforscht und ausgebeutet, und nur Witwica, Dolina, Rypne, Perehinsko, Niebyłow und Majdan wären als wichtigste Ölpunkte zu citieren. Das Gebiet der beiden Bystrzycaflüsse ist durch Pasieczna, Bitków, Mołotków, Dzwiniacz und Starunia bekannt und das benachbarte Pruthgebiet durch die Ölgruben in Kosmacz, Tekucza, Osław und insbesondere durch Słoboda Rungurska berühmt geworden.

Das am meisten gegen Osten vorgeschobene Czeremoszgebiet besitzt noch gar keine bedeutenderen Gruben, obwohl an mehreren Punkten, wie z. B. in Babin, Rożnów, Źabie, Fereskul 2c., ganz deutliche Petroleumspuren nachgewiesen wurden. Es unterliegt nun keinem Zweifel und ist bereits an einigen Orten festgestellt worden, dass diese galizische Ölzone nach der Bukowina hinübergreift, und die vielen Petroleumfundpunkte in der Moldau und an der siebenbürgischen Grenze bei Sösmöso stellen uns die weitere Fortsetzung der Zone dar, welche erst in der Walachei in den miocänen und sarmatischen, das Erdöl auf secundärer Lagerstätte beherbergenden Schichten ihren Abschluss findet.

In Galizien mag die Gesammtsumme der Punkte, wo das Erdöl in größeren oder kleineren Mengen und Spuren nachgewiesen wurde, mindestens 300 bis 350 betragen. Im Jahre 1874 wurden vom Obercommissär Windakiewicz gegen 40 Orte mit Erdölbergwerken namhaft gemacht, im Jahre 1885 führte der Landesbergingenieur Prof. Syroczynski schon über 80 Gemeinden mit bekannten Petroleumspuren an, und die im Jahre 1897 von Prof. Zuber zusammengestellte Karte der Petroleumgebiete Galiziens, auf welcher bei ihrem kleinen Maßstabe doch nicht alle Ortschaften eingezeichnet werden konnten, enthält bis 200 der bekanntesten Punkte des Erdölvorkommens.

Man soll aber nicht glauben, dass wir heute bereits die sämmtlichen Erdölausbisse der ganzen Karpathenzone Galiziens ausgeforscht haben, im Gegentheile, tief in dem nur schwer zugänglichen Gebirge Ostgaliziens liegen zweifellos noch viele Erdölspuren versteckt und harren der aufdeckenden Hand eines Bergmannes. Wir können sie uns indes ruhig für die spätere Zukunft aufsparen und uns mit den schon erschlossenen Petroleumgebieten begnügen. Nach der Berechnung von Prof. Zuber umfassen die bisher bekannten Erdölterrains Galiziens „eine Fläche von mindestens 8000 *ha*" und beherbergen als „minimale noch heute auszubeutende Menge" mindestens 470,000.000 *q* Petroleum. Dieses Quantum, mag man auch nur den zehnten Theil davon als effectiv ausbringbar annehmen, wird wohl zur Production mehrerer Jahre ausreichen, worauf zweifellos später

einmal neue Terrains, die in weiterer Zukunft an die Reihe kommen werden, entdeckt werden dürften.

❦

Die ersten Anfänge einer bergmännischen Gewinnung des galizischen Erdöles datieren aus dem zweiten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts. Das Vorkommen desselben war zwar schon viel früher bekannt gewesen, indem die naturhistorischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts mehrfach eines schwarzen Erdpeches oder einer dunklen fetten Flüssigkeit aus den ruthenischen Karpathen gedenken, doch diente, wie das besonders anschaulich von dem weitgereisten Professor Balthasar Hacqet im Jahre 1794 beschrieben wurde, die ursprüngliche Gewinnung aus Wassertümpeln und seichten Erdlöchern bloß der Verwendung als Wagenschmiere, und nur an wenigen Orten, wie in Węglówka bei Krosno, Kwaszenina und insbesondere Nahujowice bei Drohobycz, scheint damals eine etwas größere, wenn auch äußerst primitive Petroleumindustrie bestanden zu haben. Erst zwischen den Jahren 1810 und 1817 wurde in Drohobycz von Josef Hecker und Johann Mitis eine Gewerkschaft zur Gewinnung des flüssigen Erdöles gegründet, und diese beiden Unternehmer, „welche aus Rohöl Leuchtöl destillierten", dürften, wie das richtig Bergrath Walter und Professor Höfer hervorheben, „auf der Erde die ersten gewesen sein, welche diesen Process in dieser Absicht durchführten". Man wollte sogar das galizische destillierte Erdöl zur Straßenbeleuchtung nach Prag verfrachten, und der „Prager Magistrat bestellte im Jahre 1817 an 300 Centner zum Preise von etwa 34 Gulden" bei jenen Unternehmern, doch scheinen die ungünstigen Frachtverhältnisse eine regelmäßige Lieferung nicht gestattet zu haben, und in kurzer Zeit gieng das ganze Unternehmen zugrunde.

Nach diesen verunglückten Erstlingsversuchen blieb das Erdöl der weiteren galizischen Bevölkerung durch längere Zeit ziemlich unbekannt und kam außer als Wagenschmiere nur als ein in wenigen Apotheken des Landes vorfindliches und von wirklichen Ärzten wohl selten verordnetes Curmittel in Verwendung. Erst gegen das Jahr 1852 fand der als Provisor in der Apotheke von J. Mikolasch in Lemberg beschäftigte Ignaz Łukasiewicz an dem Boryslawer Erdöle besonderes Interesse, versuchte es im Vereine mit seinem Collegen Johann Zeh besser zu destillieren und als Lampenöl zu benützen und brachte es schließlich nach vielen immer günstiger ausfallenden Versuchen dazu, dass das Landesspital in Lemberg im Jahre 1855 diese — die erste überhaupt in Österreich

— Steinölbeleuchtung probeweise anwandte und mit gutem Resultate später auch definitiv beibehielt. Das galizische Steinöl wanderte nunmehr zur wissenschaftlichen Beurtheilung und zur technischen Erprobung nach Wien, und im Winter 1858/59 wurde die Beleuchtung des Nordbahnhofes in Wien mit der galizischen, d. h. Drohobyczer Naphtha eingeführt. Seitdem trat das galizische Erdöl aus dem ursprünglichen Dunkel hervor und gewann einen Horizont, der durch die ziemlich gleichzeitig — im Jahre 1859 — erfolgte Aufschließung der pennsylvanischen Erdölquellen und die spätere Importierung der amerikanischen Leuchtöle nach Europa stets weiter wurde.

Łukasiewicz trat bald danach in enge geschäftliche Verbindung mit zwei Großgrundbesitzern aus Westgalizien, T. Trzecieski und Klobassa, welche auf ihren Gütern auch Erdölquellen besaßen, legte die später so ergiebigen Gruben von Bóbrka an, errichtete eine Petroleumraffinerie in Chorkówka und ist so im Laufe der Jahre zum eigentlichen Gründer und Vater der galizischen Petroleumindustrie geworden, welche ihm vor allen ihre ganze Entwicklung in den Sechziger- und Siebzigerjahren zu verdanken hat. Nachdem in Amerika die Methoden der Destillation des Rohöles verbessert und zu namhafter Vervollkommnung gebracht und immer größere Quantitäten der amerikanischen Leuchtöle nach Europa, speciell Österreich zu sehr hohen Preisen eingeführt worden — in Wien kostete z. B. 1 Centner amerikanischer Naphtha im Winter des Jahres 1866 gegen 40 Gulden — erwachte auch in Galizien eine rege Speculationslust und Schurfthätigkeit in den Gegenden von Drohobycz, Sanok, Jasło und Krosno, und Hunderte von oft ganz winzigen Grubenunternehmungen wurden da zu Ende der Fünfziger- und in den Sechzigerjahren gegründet. Sie alle basierten ursprünglich auf der Zugehörigkeit des Erdöles zum Grundbesitz, welches Rechtsprincip nach vielen bereits aus den Jahren 1810 und 1838 datierenden widersprechenden Rechtserkenntnissen durch die Ministerialverordnung vom Jahre 1844 statuiert wurde, und erst das allgemeine österreichische Berggesetz vom 23. Mai 1854 brachte in dieses Verhältnis eine unangenehme Störung, indem nach demselben die „Erdharze" den vorbehaltenen Mineralien, d. h. dem Bergregale zugezählt wurden. Es wurde wohl von einzelnen Privatbesitzern gegen diese Auffassung an höhere Behörden remonstriert, doch erkannte das Finanzministerium bezüglich des Erdwachses im Jahre 1855 und bezüglich des Erdöles im Jahre 1860, dass keine Ausnahme platzzugreifen habe, und dass beide Mineralien unbedingt als Berg-

regale, d. h. als dem Grundbesitze nicht angehörig zu behandeln seien.

Die größeren und kleineren Grundbesitzer in den Petroleumgegenden, welche, mit dem neu eingeführten Berggesetze noch wenig vertraut, den meist fremden Bergunternehmungen unmöglich günstig gestimmt werden konnten, erblickten in der Anwendung des Bergregales auf das Erdöl einen Eingriff in ihre natürlichen Besitzrechte, ja geradezu eine Expropriierung, und eine gewaltige allgemeine Agitation fand in dem Beschlusse des galizischen Landtages vom 25. April 1861 kräftigsten Ausdruck, indem die Regierung aufgefordert wurde, im Interesse des Landes das Bergregale bezüglich des Erdöles und jene Finanzministerialverordnung aufzuheben. Der Wunsch der Landesvertretung wurde erfüllt, und schon am 22. Jänner 1862 erschien die Allerhöchste Entschließung, kraft welcher das Erdwachs und das Erdöl dem Bergregale entzogen wurden, insoweit dieselben zur Erzeugung von Leuchtöl verwendet werden sollten. Zweiundzwanzig Jahre hindurch, also bis zum Jahre 1884 dauerte dieser Rechtszustand, und trotz aller Misstände, die sowohl beim Erdwachs- als beim Erdölbergbaue dadurch immer mehr überhandnahmen, dass das Berggesetz mit sämmtlichen Privilegien und Bergpolizeivorschriften nicht angewandt werden konnte, trotz mehrfacher seitens der Regierung dem Landtage vorgelegter Gesetzentwürfe und trotz aller vom Landesausschusse einberufenen Enquêten und Expertcommissionen gelang es erst im Jahre 1884, ein Reichsgesetz und fast gleichzeitig ein Landesgesetz durchzubringen, durch welche der Petroleum- und Ozokeritbergbau geregelt und in polizeilicher Beziehung den Bergbehörden unterstellt wurde. Das Princip der Zugehörigkeit zum Grundeigenthume blieb freilich durch beide Gesetze unberührt, und nur die so höchst dringend gewordene Ingerenz der Bergbehörden wurde bei der Anlage wie beim Betriebe der Ozokerit- und Erdölgruben in weitem Maße gesetzlich normiert. Diese Gesetze stehen heute noch in voller Kraft, wenn auch jene crassen Übelstände, welche durch sie behoben werden sollten, und welche im Jahre 1865 von Prof. Cotta in der „Österreichischen Revue“ so anschaulich geschildert wurden, noch keineswegs als gänzlich beseitigt betrachtet werden dürfen.

Die Methode des Petroleumbergbaues hat im Laufe der Jahrzehnte selbstverständlich auch wesentliche Änderungen erfahren. Gegen das Ende der Fünfziger- und bis in die Mitte der Sechzigerjahre gewann man das Erdöl ausschließlich mittelst gegrabener, wenig tiefer Schächte

oder Brunnen, deren Querschnitt höchstens 4 Schuh im Quadrat maß, und welche in der Regel nicht über 40 bis 50 *m*, in den seltensten Fällen bis 100 *m* Tiefe erreichten. Diese in Sandstein oder sandigen und lettigen Schiefer gehauenen Schächte wurden in der allerersten Zeit mit Reisig, später wohl mit gewöhnlichen Brettern, jedoch nur ausnahmsweise mit Pfosten und Dielen ausgezimmert, konnten daher bei dem starken Gebirgsdrucke, der die wechsellagernden Sandstein- und Schieferschichten besonders auszeichnet, ihre normale lothrechte Position schwerlich auf die Länge behaupten und mussten, durch den Druck gedreht und gewunden, öfter repariert oder auch gänzlich umgebaut werden. Das an den Wänden oder am Schachtboden aus den Klüften oder aus den Poren des Sandsteines hervorquellende, mit Wasser gemischte Erdöl wurde anfänglich in den gewöhnlichen Wasserkübeln, später mittelst einer primitiven Saugpumpe heraufgebracht und geraume Zeit auf der Tagesoberfläche stehen gelassen, um das schwerere Wasser und den verunreinigenden Schlamm abzuscheiden.

Eine große Lebensgefahr bildeten bei dieser Abbaumethode die giftigen und betäubenden Kohlenwasserstoffgase, die entweder als Vorboten des Erdöles oder mit demselben zugleich in vielen Gruben in bedeutenden Mengen vorzukommen pflegten. Ein simpler, mit einer Handhabe betriebener und bis zum Schachtboden reichender Ventilator konnte die Gasmengen nicht immer entfernen, und zahlreiche Unglücksfälle sind auf jene Gase zurückzuführen, die sogar — weil nicht mit den damaligen Mitteln zu bewältigen — zur Auflassung mancher Gewinn versprechender Gruben gezwungen haben.

In der ersten Hälfte der Sechzigerjahre kam man, und zwar zuerst in Bóbrka im Jahre 1862, dem amerikanischen Beispiele folgend, auf den Gedanken, zu bohren anstatt zu graben, und mit den ziemlich primitiven Werkzeugen eines Freifallbohrers erzielte man schon viel ansehnlichere Tiefen, ohne durch die Gase das Leben der Arbeiter und die Existenz der Grube zu gefährden. Man begann damals in der Regel mit einem ganz großen Meißeldurchmesser — 40 bis 50, ja bis 78 *cm* — und konnte, zur Verrohrung des Bohrloches mittelst gewöhnlicher Blechrohre behufs Verhinderung des Nachfalles und des Wasserzuflusses gezwungen, kaum bis etwa 150 bis 200, höchstens bis 250 *m* gelangen, wobei die Arbeit bei der Freifallmethode und beim Handbetriebe ungemein langsam vor sich gieng und die im Laufe eines Tages abgebohrte Tiefe kaum 10 bis 20, höchstens 30 bis 40 oder 50 *cm* erreichte.

Die Einführung des maschinellen Betriebes mittelst kleiner Locomobile vergrößerte wohl die Raschheit und die Genauigkeit der Bohrung, doch blieben die Arbeitskosten noch immer sehr hoch, und es entstand eine neue Gefahr, die der Entzündung der Grubengase durch Funken aus der nahe beim Schachte aufgestellten Dampfmaschine. Die anfangs der Siebzigerjahre in einigen Gruben angewandte Seilbohrmethode hat sich bei der unregelmäßigen Lagerung der Schichten zumeist wenig bewährt, und erst dem sogenannten canadischen Bohrsystem war es vorbehalten, einen totalen Umschwung in dem galizischen Erdölbergbaue einzuleiten. Im Jahre 1882 kamen nach Galizien einige Amerikaner, die bereits in Pennsylvanien und Canada mit viel besseren und kräftigeren Bohrmaschinen und Werkzeugen vertraut geworden waren, und führten die canadische Stangenbohrung ein, welche, wenn auch später in mancher Beziehung corrigiert und den karpathischen, rasch wechselnden und stark nachfallenden Schichten angepasst, ziemlich bald sich das ganze karpathische Petroleumgebiet eroberte und fast bei allen bedeutenderen Gruben in schneller Folge Aufnahme fand.

Die Vorzüge dieser canadischen Bohrmethode beruhen darin, sicher und rasch bis zu sehr namhaften Tiefen gelangen zu können, indem man in der Regel mindestens 4 bis 6, häufig 10 bis 12, in günstigen Fällen sogar 20 bis 24 *m* binnen 24 Stunden zu bohren vermag. Ein classisches Beispiel in der Beziehung liefert die zehnjährige Leistung einer einzigen — wohl der bedeutendsten — Bohrunternehmung, nämlich jener von Bergheim und Mac Garwey, welche von 1884 bis 1893 in Galizien an 370 Schächte in der Gesammttiefe von 100.000 *m* erbohrt hat. Heutzutage beherrscht diese Methode — die äußerst selten angewandte Diamantbohrung und das noch in einigen Gruben Galiziens in Gebrauch stehende Fauck'sche Freifallsystem kommen daneben beinahe gar nicht in Betracht — das ganze Petroleumgebiet Galiziens, Ungarns und Rumäniens, und in manchen Gegenden Galiziens gehören die durch dieselbe erreichten Bohrtiefen von 500, 600 und 700 *m* oder darüber keineswegs zu den Ausnahmen.

(Schluss folgt.)



Landstände und Landtag in Steiermark

von ihrem Ursprunge bis in die Gegenwart.

Von Dr. Franz Ilwof,
k. k. Regierungsrath.

Graz.

(Schluss.)

Die eigentliche ständische Regierung, der sowohl die Vorberathung aller Gegenstände, welche vor den Landtag kamen, als die Durchführung der Beschlüsse des letzteren oblag, war das Verordnetencollegium; es bildete sich Ende des 15. Jahrhunderts und bestand aus fünf, zeitweise aus sechs Mitgliedern, welche von dem Landtage auf ein Jahr, später auf mehrere, zuletzt auf sechs Jahre aus dem Prälaten- und Herrenstande gewählt wurden. Die Verordnetenstelle besorgte die Verwaltung des ständischen Vermögens, dessen ganze Ökonomie sowie alle Cassen waren ihrer Leitung und Aufsicht anvertraut; ihr oblag die Einhebung der vom Landtag bewilligten Steuern und deren Ablieferung an die Regierung. Das älteste Mitglied des Herrenstandes hatte den Vorsitz und hieß Verordnetenpräsident.

Nicht bloß administrative und Finanzangelegenheiten des Landes gehörten in den Competenzkreis der Stände, ein namhafter Theil der Gerichtsbarkeit gehörte ihnen zu und wurde ausgeübt durch das landeshauptmannschaftliche Gericht und durch das Schrannengericht. Das erstere verhandelte Rechtssachen des Adels und der diesem gleich Gestellten; seiner Competenz waren alle Herren und Landleute und alle Freisassen, alle ständischen Beamten, alle Advocaten und Graduierten, alle Unterthanen und Diener, welche als Kläger gegen ihre Grundobrigkeit auftraten, alle Pupillen der Herren und Landleute, denen der Landeshauptmann Gerhaben (Vormünder) zu bestellen hatte, unterworfen. Die Schranne unter dem Vorsitze des Landeshauptmannes, der in der Regel durch den Landesverweser vertreten war, zerfiel in drei Abtheilungen: das Land-, das Hof- und das Summarirecht. Ihrer Competenz unterstanden die Streitigkeiten über Eigenthum an Grund und Boden, Brief und Siegel, Testamente und Erbschaften, Schenkungen, Ehrenbeleidigungen, ebenso alle jene Verträge, welche nicht unter Landschadenbund abgeschlossen worden waren. Untersuchung und Urtheil über Verbrechen der Herren und Landleute fiel dem Landeshauptmann sammt 25 vom Landtag gewählten Beisitzern zu, nachdem der Landtag hierzu die Zustimmung ertheilt hatte. In entehrenden Fällen ward der Thäter des Adels für verlustig erklärt, aus der Ma-

trikel gestrichen, des Namens entkleidet und ihm ein bürgerlicher gegeben. Zur Ausführung des Urtheiles wurde das landesfürstliche Bann- und Blutgericht berufen.

So waren Macht und Einfluss der Stände noch im ganzen 16. Jahrhundert gewichtig und ansehnlich. Die erste nachhaltige Erschütterung ihrer umfangreichen Wirksamkeit erfolgte durch die Gegenreformation, welche in den österreichischen Ländern in politischer Beziehung mindestens ebenso bedeutsam war wie in kirchlicher. Die Regierung siegte in diesem Kampfe, und die störrigen Elemente im Ständehause wurden eingeschüchtert. In der inneren Organisation des Ständewesens wurde nichts geändert; das Gericht, die Vertheilung und Einhebung der Steuern, die Anstalten zur Vertheidigung des Landes, das Straßen- und Waldwesen, das Gesundheitsamt, die Sorge für die „windischen und slavonischen Grenzen" blieben den Ständen erhalten; nachdem aber seit 1627 kein evangelischer Ständeherr im Landhause erschien, hatte die ernstliche Opposition gegen die Regierung ihr Ende genommen. Daher kann man für Steiermark die Periode vom dreißigjährigen Kriege bis zum Regierungsantritte Maria Theresias als die Zeit politischen Stillebens bezeichnen. Auch die Entstehung des ständischen Ausschusses,[1]) welche in diese Periode fällt, trug zur Hebung des Landtages nicht merklich bei. Er setzte sich aus je fünf Mitgliedern des Prälaten-, Herren- und Ritterstandes zusammen, welche jeder Stand auf Lebenslang aus seiner Mitte wählte, und war eine Art kleinerer stehender Landtag, handelte im Namen des vollen Landtages und begleitete sämmtliche Verhandlungsgegenstände desselben ein. Sein Wirkungskreis erstreckte sich über alle Angelegenheiten, welche nicht unmittelbar dem Landtage vorbehalten waren, und die nicht zur Ökonomie und zum Cassenwesen gehörten, welche den Verordneten zugewiesen blieben. In exceptionellen Fällen, wenn der Landtag nicht versammelt war oder wegen Gefahr im Verzug nicht rechtzeitig einberufen werden konnte, stand es dem Ausschusse zu, sich in der Art zu verstärken, dass er die in Graz oder in der Nähe dieser Stadt wohnhaften oder zufällig anwesenden Landstände zu einer außerordentlichen Sitzung einlud; ein so verstärkter Ausschuss wurde der große Ausschussrath oder Speciallandtag genannt und verhandelte an Stelle des vollen Landtags.

So hatte sich das Ständewesen trotz der Einschränkung, welche es durch die immer mehr erstarkende, nach Unumschränktheit strebende

[1]) Hofrichter, Rückblicke in die Vergangenheit von Graz. Graz 1885. S. 75 bis 76.

Fürstenmacht erlitt, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten. Da griff die Regierung Maria Theresias ein. Als die Herrscherin den Ursachen nachforschte, weshalb sie aus den Kriegen ihrer ersten Jahre (1741 bis 1748) nicht als Siegerin hervorgieng, erkannte sie, daſs dies vornehmlich in der Unzulänglichkeit der eigenen Mittel begründet gewesen sei. Seit 1748 richtete sie daher ihr Augenmerk auf die Steigerung der Fähigkeit ihrer Länder zur Aufstellung einer ansehnlichen Kriegsmacht und auf die Einführung eines neuen Systems, durch welches in die zerrütteten Finanzen Ordnung gebracht werden sollte. Durch die Concentration aller in den Provinzen und in den Ländern ruhenden und vielzu wenig in Anspruch genommenen Kräfte konnte das große Ziel erreicht werden. Die umfassenden Reformen, welche von Maria Theresia und von Josef II. ausgiengen, bezweckten die Centralisation der Regierungsgewalt und infolge dessen, wenn auch nicht die Vernichtung, so doch die Herabdrückung des Ständewesens zum Schattenbilde.

Die erste Maßregel, welche von der Kaiserin behufs Einführung des neuen Systems gefordert wurde, war die Bewilligung des sogenannten Decennalrecesses durch die Stände.[1]) Dem steierischen Landtage für 1749 (ausgeschrieben auf den 29. Juli 1748) wurde von dem landesfürstlichen Commissär Rudolf Grafen Chotek eine kaiserliche Proposition vorgelegt des Inhaltes, daſs zur Erhaltung und Wohlfahrt der Erbkönigreiche und Länder auch in Friedenszeiten eine Kriegsmacht von 108.000 Mann nöthig sei. Um dies zu erreichen, schlage die Regierung ein neues System vor, dahin gehend, daſs alle Erfordernisse proportionaliter unter die Erblande vertheilt und von den Landtagen für zehn aufeinander folgende Jahre verwilligt werden. Auf Steiermark entfalle eine Summe von 1,506.726 fl. 33³/₄ kr., und die Königin erwarte, daſs die Stände diesen Betrag für die nächsten zehn Jahre im voraus bewilligen werden. Nach langen Verhandlungen ließen sich die Stände herbei, 1,200.000 fl., jedoch nur für drei Jahre im voraus zu bewilligen, womit die Regierung sich für einverstanden erklärte. Erst auf dem Landtage von 1753 bewilligten die Stände den Recess auch für weiterhin.

Bald folgten weitere Schritte der Regierung. Die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit wurde vollständig beseitigt, die Bewilligung der Grundsteuer zur bloßen Formalität. Durch diese „Theresianische Grundsteuer-Rectification" wurde das Recht des Staates zur Einforderung

---

[1]) Landtags-Handlungen. Handschrift im steiermärkischen Landesarchiv zu Graz.

der Grundsteuer als einer regelmäßigen Schuldigkeit der Grundbesitzer an den Staat endgiltig zur Anerkennung gebracht und die Grundsteuer des bisher von den Ständen ihr vindicierten Charakters einer dem Landesfürsten freiwillig geleisteten Beihilfe für immer entkleidet. Während des siebenjährigen Krieges wurden ohne irgendwelche Anfrage bei den Landtagen neue Steuern auferlegt und andere „inkameriert", d. h. der ständischen Bewilligung und Verwaltung entzogen. Wichtige Gesetze wurden ohne Zustimmung der Landtage, ja trotz ihres Widerspruches erlassen. Durch die 1748 errichteten Kreisämter, welche die von der Centralregierung und ihren Landesbehörden ausgehenden Anordnungen durchzuführen und den Unterthanen Schutz gegen jede Willkür und Bedrückung von Seite der Herrschaften zu leisten hatten wurde die Wirksamkeit der ständischen Verordnetenstelle immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Die ständischen Gerichtsstellen wurden aufgehoben, aus der Landschranne gieng das landesfürstliche Landrecht (Landesgericht) hervor. Statt der bisherigen ständischen Kriegs- und Zeugscommissäre wurden von den Ständen unabhängige Kreishauptleute ernannt und so die das Reich heute umspannende Staatsverwaltung zu organisieren begonnen. Landesfürstliche Commissionen wurden eingesetzt, um die gesammte Amtsgebarung der Stände zu überwachen. Als der letzte auf Vorschlag des Landtages ernannte Landeshauptmann Karl Adam Graf Breuner diese Stelle niederlegte, schritt die Regierung ohne Befragen der Stände zur Berufung von Landeshauptleuten, die im Landtage keine Angelobung mehr zu leisten hatten; 1755 wurde die Stelle des Landesmarschalls, 1767 die des Landesverwesers aufgelöst.

Wurde unter Maria Theresia noch in manchem die Form gewahrt, so war dies unter Josef II. auch nicht mehr der Fall. Die Landtage wurden zwar alljährlich einberufen, aber fast ausschließlich auf die Bewilligung der Postulate beschränkt und nur über einzelne Gesetze um Gutachten befragt. So boten die Landtage den Reformen Josefs II. kein materielles, höchstens ein formelles Hindernis. Doch letzteres sollte ebenfalls beseitigt werden. Daher wurden die ständischen Ämter mit den gleichnamigen Staatsämtern verschmolzen; 1781 wurde die Stelle des Landeshauptmannes aufgehoben und dessen Functionen dem Landesgouverneur übertragen, wodurch das Haupt der Stände eine von der Regierung vollständig abhängige Person ward. Die Verordnetenstelle wurde von sechs auf zwei Mitglieder reduciert; aber auch diese sollten keine eigene Körperschaft bilden, sondern nur den Sitzungen

des Guberniums beiwohnen. Schließlich wurde 1785 die Verordnetenstelle ganz aufgelöst und angeordnet, dass einer von den zwei Verordneten, welche zuletzt von den Ständen waren gewählt worden, den von der Regierung ernannten Gubernialräthen, die mit dem Gouverneur an der Spitze die Landesregierung constituierten, beigegeben werde, wo er Sitz und Stimme erhielt.

Gegen diese Maßregeln des Kaisers erhob sich allerdings in den Kreisen der privilegierten Stände großes Missvergnügen; solange aber Josef die Krone trug, konnte sich die Erregung nicht geltend machen, weil jede ständische Opposition von der Regierung rasch unterdrückt worden wäre — umso leichter, als an der Spitze des Landtages der landesfürstliche Gouverneur stand. Erst nach dem Tode Josefs II. (20. Februar 1790) und der Thronbesteigung Leopolds II. erschollen laute Klagen und Beschwerden der Stände über Beeinträchtigung ihrer historischen Rechte und beginnt jene Bewegung, durch welche die Stände den Intentionen der centralisierenden und reformierenden Monarchen entgegen die provinzielle Sonderstellung der Steiermark und ihres ständischen Landtages wieder zu erringen sich bemühten.[1])

Der Führer der Stände in diesem „Verfassungskampfe" war Ferdinand Graf Attems,[2]) der größte weltliche Grund- und Herrschaftsbesitzer, damals ständischer Ausschussrath und Verordneter und von 1801 bis 1820 Landeshauptmann von Steiermark. Es war ein zäher, hartnäckiger Kampf, der nun zwischen den Ständen und der Regierung Leopolds II. ausgekämpft wurde. Letzterer, ein wahrhaft weiser Fürst, wie wir nur wenige auf Thronen finden, hielt an den Grundgedanken seiner Mutter und seines Bruders fest, an ihnen ließ er nicht rütteln; nur dort, wo Josef im edelsten Sinne zu wei gegangen, zu hastig vorgeschritten war, legte er Hand an, mäßigte und milderte und lenkte das Staatsleben in ruhige, friedliche geordnete Bahnen, ohne die Kräftigung und Stärkung der Regierungsgewalt, welche seine Vorgänger in so hohem Maße durchgeführt hatten, irgendwie zu schädigen; nicht zu einer Reaction, nur zu einer Restauration hatte er sich herbeigelassen, und im wesentlichen waren von ihm die Zustände wieder hergestellt worden, welche unter

---

[1]) Bidermann, Die Verfassungskrisis in Steiermark zur Zeit der ersten französischen Revolution. In den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, 21. Heft, 1873, S. 15 bis 105.

[2]) Ilwof, Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz in ihrem Wirken in und für Steiermark. Graz 1897. S. 22 bis 136.

Maria Theresia bestanden hatten. So hob er die josefinischen Grundsteuer- und Urbarialgesetze auf und restituierte das theresianische Steuersystem und das Robotpatent von 1775; der steiermärkische Herzogshut, welcher 1785 auf Befehl Kaiser Josefs II. nach Wien gesandt worden war, wurde nach Graz zurückgebracht, wo er (am 10. Mai 1790) mit großem Jubel empfangen und im Landhause zur Aufbewahrung übernommen wurde; die Stelle eines selbstständigen Landeshauptmannes und das Recht, dem Kaiser hierfür zwölf Candidaten in Vorschlag zu bringen, wurden zugestanden; der ständische Ausschussrath und das Verordnetencollegium wurden wieder hergestellt; die Kanzleien und Ämter, welche die ständischen Angelegenheiten zu besorgen und die Beschlüsse des Landtages und des Verordnetencollegiums auszuführen hatten, durften wieder errichtet werden und wurden ihrer Abhängigkeit von den Staatsbehörden entledigt. Kaiser Leopold gieng aber und zwar entgegen den Vorstellungen der privilegierten Stände noch einen Schritt weiter: er gewährte (Allerhöchste Entschließung vom 17. Mai 1791) den landesfürstlichen Städten und Märkten, welche bisher nur durch den einen Städtemarschall im Landtage vertreten waren, zehn Abgeordnete, je zwei aus jedem der fünf Kreise (Judenburger, Brucker, Grazer, Marburger, Cillier Kreis), in welche die Steiermark damals zerfiel, und verfügte zugleich, dass in das Verordnetencollegium ein Deputierter der Städte und Märkte aufzunehmen sei.

Die Entgegennahme der Erbhuldigung, deren letzte Kaiser Karl VI. (Juni 1728) in Graz dargebracht wurde, und welcher persönlich beizuwohnen Maria Theresia und Josef II. abgelehnt hatten, wies auch Leopold II. zurück. Dieses Kaisers Entscheidungen in dem „Verfassungskampfe" mit den steierischen Ständen bildeten von da an die Grundlage für die Gestaltung des Ständewesens und des Landtages bis zum Jahre 1848.

In den Kriegsjahren von 1792 bis 1815 ruhten wie allenthalben, so auch in der Steiermark die inneren Angelegenheiten, und in der Zeit von 1815 bis 1848 war es der politische Quietismus, welcher von Kaiser Franz I. und von den Staatsmännern Kaiser Ferdinands I. geradezu zum Regierungssysteme erkoren worden war, der kein öffentliches Leben aufkommen ließ. Die Stände waren auf die Fürsorge und auf die Errichtung von Anstalten beschränkt, welche das geistige und materielle Wohl des Landes und seiner Bewohner zu heben bestimmt waren. Und darin leisteten die Stände der Steiermark Hocherspriessliches.

1803 erwarben sie die Heilquellen von Rohitsch-Sauerbrunn und legten damit den Grund zu der herrlichen Schöpfung, die jetzt dieser Curort ist — ein Born des Heiles für Kranke und Genesende und eine reizende Sommerfrische für Gesunde. Nachdem Erzherzog Johann 1811 die reichen Sammlungen aus dem Gebiete des Thier-, des Pflanzen- und des Mineralreiches, welche er im Laufe von Jahren zusammengetragen, den Ständen der Steiermark zum Geschenke gemacht, kauften sie ein großes Haus in Graz zur Aufstellung derselben, gründeten im Verein mit dem erhabenen Fürsten das Joanneum, ließen einen botanischen Garten anlegen, errichteten Lehrkanzeln, schufen eine Bibliothek, welche jetzt 100.000 Bände zählt, sowie ein Archiv, das die Schätze in sich birgt, aus denen die Geschichte des Landes geschrieben werden kann. Die technische Hochschule, die Landesoberrealschule, die Landwirtschaftsgesellschaft, der Gewerbeverein, der Geologische Verein, eine vielbesuchte Leseanstalt giengen theils mittelbar, theils unmittelbar aus dem ständischen Joanneum hervor, und das culturhistorische Museum, das eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten von Graz bildet, und zu welchem 1883 der Grund gelegt wurde, schloss sich ebenfalls dem Joanneum an. Die Regelung der Catastral- und Steuerverhältnisse des Landes, die sorgsame Verwaltung des ständischen Vermögens, welches ohne irgendeine neue Auflage gekräftigt wurde und vielfältig allgemeinen Nutzen bringend wirken konnte, die Errichtung einer montanistischen Lehranstalt (in Vordernberg, jetzt in Leoben), die Gründung einer Taubstummenlehranstalt, einer Thierheil- und Hufbeschlagslehranstalt, der Bildergallerie, die Förderung der Landwirtschaft durch Creierung eines Versuchshofes und einer Winzerschule, die Unterstützung von durch Feuer oder Wasser verunglückten Städten, Märkten und Gemeinden mittelst Geschenke und unverzinslicher Darlehen, die Fürsorge für die Sicherung und Verschönerung der Landeshauptstadt durch Entfernung des Pulvermagazins, Regulierung von Straßen, Anlegung von Canälen, Erbauung einer Kettenbrücke, eines neuen Theaters, Pflanzung von Alleen um einen Theil der Stadt und Umwandlung des Schlossberges in einen herrlichen Park — sind Werke der Stände aus jener Zeit politischen Stillebens.

Das größte Verdienst erwarben sich die steierischen Stände um ihr Land, als der Bau der Eisenbahn von Wien nach Triest in Angriff genommen wurde. Dem directen Weiterbau von Gloggnitz über den Semmering stellten sich unüberwindbar scheinende Schwierigkeiten entgegen. Da tauchte der Gedanke auf, die projectierte Bahn um die

Ostausläufer der Alpen herum im westlichen Ungarn weiter zu führen und sie erst im Draυthale wieder in die Steiermark einzulenken. Das wäre für die obere und mittlere Steiermark und für Graz von unberechenbarem Nachtheil gewesen. Da waren es Erzherzog Johann, der Hofkammerpräsident Karl Friedrich Freiherr von Kübeck und die Stände der Steiermark, welche in Voraussicht, dass es den technischen Meisterleistungen der Zukunft gelingen werde, den Semmering zu überschienen und mit Dampfkraft zu befahren, jenem Projecte entgegentraten und die Fortsetzung des Bahnbaues zunächst von Mürzzuschlag an erwirkten. Der steiermärkische Landtag erklärte sich (12. April 1842) bereit, für den Fall, als die von Wien nach Triest zu erbauende Eisenbahn das Herzogthum Steiermark von seiner Nordgrenze mit Berührung von Graz bis an seine Südgrenze durchschneiden würde, die Kosten der Grundablösung für die Schienenbahn aus Landesmitteln zu tragen. Das machte Eindruck, und die Regierung beschloss, den Bau der Bahn zunächst von Mürzzuschlag nach Graz in Angriff zu nehmen. Eine ständische Commission führte die Grundablösung durch, deren Kosten für die ganze Strecke von Mürzzuschlag bis Steinbrück im Betrage von 638.299 fl. 48 $^{2}/_{4}$ kr. C.-M. vom Lande Steiermark getragen wurden. Im Herbste 1844 wurde die Bahn von Mürzzuschlag nach Graz, 1846 nach Cilli, 1849 nach Laibach eröffnet.

Herrschte in den Landtagen Österreichs zwar schon seit Jahrzehnten völlige politische Ruhe, so blieben sie dennoch nicht der Unzufriedenheit und dem Wunsche nach Erweiterung ihres Einflusses und nach Veränderung in der Regierungsweise fremd, und je näher man dem Jahre 1848 rückte, desto mehr wetterleuchtete es in den Landtagen als Verkündigung eines kommenden Gewitters. So legte in der Sitzung des steiermärkischen Landtages vom 2. September 1846 der ständische Ausschuss einen Antrag des Verordneten Franz Ritter von Kalchberg[1]) vor, betreffend die Fixierung und Ablösung der Urbarial- und Zehentbezüge in Steiermark. Also zwei Jahre, bevor Hans Kudlich im constituierenden österreichischen Reichstage zu Wien am 26. Juli 1848

[1]) Franz Ritter von Kalchberg (geb. 1807, gest. 1890), 1838 ständischer Ausschussrath, 1840 Verordneter, war damals wohl der bedeutendste Kopf im steierischen Landtage. Er wurde 1848 Ministerialrath im Handelsministerium, 1849 Präsident der Grundentlastungscommission in Steiermark, 1852 Sectionschef und Generaldirector des Communicationswesens, 1859 wirklicher kaiserlicher geheimer Rath, 1861 Freiherr und Unterstaatssecretär im Finanzministerium. S. Ilwof, Franz Freiherr von Kalchberg. Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. Graz 1897.

und sodann am 8. und 12. August die Motion auf Aufhebung des Unterthansverbandes einbrachte und das kaiserliche Patent vom 7. September 1848 die Aufhebung und die Entlastung des Grundes und Bodens von allen Urbarialleistungen anordnete, hatte Kalchberg in Graz diese großartige Reform für die Steiermark beantragt und durch eine gleichzeitig vorgelegte Denkschrift sammt Gesetzentwurf begründet. Sein Antrag wurde dem ständischen Ausschusse und einer eigens hierfür gewählten Commission zur Vorberathung zugewiesen, jedoch ehe diese ihr Elaborat dem Landtage unterbreitete, war der Märzsturm des Jahres 1848 ausgebrochen.

Dass der steierische Landtag sich seiner staatsrechtlichen Stellung als verfassungsmäßigen, berathenden und beschließenden Organes wieder bewusst wurde, und dass die leitenden Ideen der Zeit in ihn eindrangen, beweisen mehrere seiner Beschlüsse aus jener Zeit. Als über das kaiserliche Patent vom 18. December 1846, welches sich dahin aussprach, dass die Ablösung der Roboten und Zehenten auf dem Wege freiwilligen Übereinkommens zwischen den berechtigten Herrschaften und den verpflichteten Unterthanen gestattet sei, im Landtage verhandelt wurde, äußerte er sich, dass für den Fall, als die Staatsverwaltung es für angemessen halten sollte, weitere Verfügungen in dieser Angelegenheit zu erlassen, sie den verfassungsmäßigen Beirath der Stände einzuholen nicht unterlassen möge. In der Sitzung vom 26. August 1847 richtete der Landtag an den Kaiser die Bitte, er wolle von einer unter Zuziehung von ständischen Mitgliedern gebildeten Commission „einen auf das echt deutsche Princip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit gegründeten Gesetzentwurf über die Strafrechtspflege“ ausarbeiten und den Ständen zur verfassungsmäßigen Begutachtung zufertigen lassen. In derselben Sitzung fiel bei der Bewilligung der Steuerpostulate das gewichtige Wort, die Berathung und Beschlussfassung über die Staatseinnahmen und Staatsausgaben stehe eigentlich einer Reichsversammlung zu.[1])

Gleichzeitig mit dem Ausbruche der Märzrevolution des Jahres 1848 zu Wien und mit den dadurch auch in Graz hervorgerufenen Bewegungen trat der steiermärkisch-ständische Landtag zusammen. In der Sitzung vom 18. März stellten Moriz Ritter von Franck und Karl Graf Gleispach Anträge auf Umgestaltung des Landtages durch Einbeziehung von Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes.

[1]) Protokolle der Landtagssitzungen vom 23., 24. April und vom 26. August 1846. (Handschrift in der Registratur im Landhause zu Graz.)

Der Landtag nahm diese Anträge einstimmig an und setzte eine Commission zur Berathung und Antragstellung über die Verfassungsfrage ein. Sie berichtete darüber am 27. April und stellte den Antrag, es solle ein „provisorischer Landtag für das Herzogthum Steiermark" einberufen werden; er solle zusammengesetzt sein aus 3 von dem Prälatenstande, 17 von den landständischen, 10 von den nichtlandständischen Gutsbesitzern, 3 von der Universität und dem Joanneum, 4 von den Fabrikanten und Gewerken, 23 von den bürgerlichen Gemeinden, 30 von dem Bauernstande und dem unterthänigen Grundbesitz gewählten Abgeordneten. Die Verhandlungen sollten öffentlich sein und sich nur auf drei Gegenstände, Gesetzentwürfe a) über die Verwandlung der Robot-, Zehent- und sonstigen Naturalleistungen in Geldabgaben, b) über eine Gemeindeordnung für die Stadt- und Landgemeinden, c) über die neue Organisierung der Vertretung auf dem steiermärkischen Provinziallandtage, erstrecken. Diese Beschlüsse wurden durch Ministerialerlass vom 13. Mai genehmigt, die Wahlen wurden ausgeschrieben, fanden statt, und am 13. Juni wurde der provisorische Landtag in der oben erwähnten Gliederung eröffnet. Er hielt von da an bis zum 17. August 45 und wieder einberufen am 6., 7. und 8. November 3 Sitzungen, welche alle von dem greisen Landeshauptmanne Ignaz Grafen Attems musterhaft geleitet wurden.

Am 29. April hatte der alte ständische Landtag, dessen Ursprung auf das Ende des 12. Jahrhunderts zurückgeht, der Ende des 13. und im 14. seine Ausbildung erlangt, durch Jahrhunderte in dem Lande gewaltet und vieles Gute geschaffen hat, seine letzte Sitzung gehalten; wenn er auch hier und da manches verabsäumt, den Geist der Zeit nicht immer begriffen, den höheren Gewalten gegenüber zu fügsam gewesen, so ist er doch der ehrenvollen Erinnerung in der Geschichte der Steiermark würdig.

In der ersten Session berieth und beschloss der provisorische Landtag den Entwurf einer Gemeindeordnung für Steiermark, den über die Grundentlastung, wobei es den Vertretern des Großgrundbesitzes in Verbindung mit jenen des Bürgerstandes nicht ohne Mühe gelang, gegenüber den Vertretern des Bauernstandes den gerechten Grundsatz der Entschädigung für die abzulösenden Urbariallasten zur Geltung zu bringen, und endlich den Entwurf einer neuen Verfassung für Steiermark. Nach letzterem sollte der Landtag aus 80 Abgeordneten bestehen, welche gleichmäßig von der ganzen Bevölkerung zu wählen seien; als der „permanente Repräsentant" des Landtages sollte ein

von diesem gewählter, aus 15 Mitgliedern bestehender „Landesausschuss" und als das administrierende Organ ein ebenso gewählter, aus 6 Räthen bestehender „Landesverwaltungsrath", beide unter dem Vorsitze des Landeshauptmannes, fungieren. Das Land sollte in drei Kreise getheilt werden und an der Spitze jedes derselben ein von den Gemeindeausschüssen gewählter Kreisrath amtieren, dem die Wahrnehmung der Interessen des Kreises, die Überwachung der Verwaltungsbehörden und die Erstattung von Gutachten, Berichten und Anträgen an den Landtag zugewiesen wurden.

Diese Gesetzentwürfe wurden dem inzwischen zusammengetretenen constituierenden Reichstage in Wien vorgelegt. Sie gelangten aber dort nicht zur Berathung.

Denn die politischen Verhältnisse, welche sich in den letzten Monaten des Jahres 1848 vollzogen, hatten im Kaiserstaate einen vollständigen Umschwung erzeugt. Der Ausbruch der Octoberrevolution in Wien, ihre Niederwerfung, die Verlegung des Reichstages von Wien nach Kremsier, die Berufung des Ministeriums Felix Schwarzenberg-Stadion, die Thronbesteigung Seiner Majestät Kaiser Franz Josefs I. (2. December) gaben dem Reiche und seinen Bewohnern den inneren Halt und allmählich — besonders nachdem Radetzkys Siege bei Mortara und Novara sowie die Beendigung des Krieges in Ungarn die Waffen außer Action setzten — auch Ruhe und Frieden wieder, welche durch die Bewegungen und Ausschreitungen des Sturmjahres waren gestört worden. Die Auflösung des Kremsierer Reichstages (4. März 1849) und die Aufhebung der gleichzeitig erlassenen „Reichsverfassung für das Kaiserthum Österreich" durch das kaiserliche Patent vom 31. December 1851 begründeten den von da an bis Ende 1860 dauernden Versuch, den Staat ohne Theilnahme irgendeiner Volksvertretung zu regieren und zu verwalten. Ereignisse im Äußeren und Zustände im Inneren, deren Schilderung jedoch einer Abhandlung über „Landstände und Landtag" ferne liegt, bewogen den Kaiser zur Erlassung des Diplomes vom 20. October 1860 (dessen Art. I lautet: „Das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, wird von Uns und Unseren Nachfolgern nur unter Mitwirkung der gesetzlich versammelten Landtage, beziehungsweise des Reichsrathes ausgeübt werden") und des Patentes vom 26. Februar 1861, betreffend die Zusammensetzung des Reichsrathes und das ihm vorbehaltene Recht bei der Gesetzgebung, wodurch das Staatsleben der Monarchie wieder in constitutionelle Bahnen gelenkt wurde. Gleichzeitig

mit diesem Patente erschienen die Landesordnungen und Landtagswahlordnungen für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder.

Damit erhielt also auch die Steiermark wieder eine Landesverfassung und einen Landtag. Wenn wir nun diese Landesordnung vom 26. Februar 1861, welche heute noch in Giltigkeit ist und hoffentlich noch ungezählte Jahrzehnte bestehen bleiben wird, in ihrer wichtigsten Bestimmung, der Zusammensetzung der Landesvertretung, betrachten, so ergibt sich eine ebenso bemerkenswerte als charakteristische Analogie zwischen ihr und dem provisorischen Landtage von 1848, dessen Wahlordnung von dem alten ständischen Landtage beschlossen worden war. Wer waren die Vertreter der Bevölkerung im provisorischen Landtage? Abgeordnete 1. des Prälatenstandes (Kirche), 2. des Herren- und Ritterstandes, 3. der nichtständischen Gutsbesitzer (2. und 3. somit Großgrundbesitzer), 4. gewählt von der Intelligenz (Universität und Joanneum), von der Industrie und von den bürgerlichen Gemeinden, 5. von dem Bauernstande. Es ist also eine Vertretung der hervorragendsten Interessen, welche im ganzen Lande und in allen Kreisen der Bevölkerung geltend sind. Und wie ist der Landtag nach der Landesordnung von 1861 zusammengesetzt? 1. Aus den Virilstimmen der Bischöfe von Seckau und Lavant (Kirche), 2. des Rectors der Universität Graz (Wissenschaft), aus den gewählten Abgeordneten 3. des Großgrundbesitzes, 4. der Städte und Märkte (Intelligenz und Bürgerthum), 5. der Handels- und Gewerbekammern (Gewerbe, Industrie und Handel), 6. der Landgemeinden (kleiner, bäuerlicher Grundbesitz). Folglich ebenfalls eine reine, vollständige Interessenvertretung, welche mit jener des provisorischen Landtages von 1848 bis ins Detail stimmt.

Wenn wir die Gleichförmigkeit der beiden genannten Landtage berücksichtigen, wenn wir weiter in Betracht ziehen, dass die ersten Keime einer Vertretung gewisser Bevölkerungsclassen die Hoftage des 12. und 13. Jahrhunderts waren, dass sich aus diesen die Landstände des 14. Jahrhunderts entwickelten, aus welchen sich die ständischen Landtage bildeten, die vom 15. Jahrhundert an das Hauptorgan der ständischen Verfassung in Steiermark repräsentierten, welche Verfassung rechtlich, wenn auch in ihrer Durchführung im Laufe der Zeit factisch vielfach abgeschwächt und durch die immer mehr erstarkende landesfürstliche Gewalt alteriert, in Geltung war bis 1848, in welchem Jahre der ständische Landtag selbst den provisorischen Landtag berief, wenn wir weiter bedenken, dass, abgesehen von der landtagslosen Zeit von 1849 bis 1861 — wie wenig bedeuten aber zwölf Jahre in der

Geschichte und in der jahrhundertelangen Entwicklung einer staatsrechtlichen Institution — die Landesordnung von 1861 einen auf denselben Grundlagen wie der provisorische ruhenden Landtag schuf, und dass sie von den Bewohnern des Landes durch die Wahl ihrer Vertreter in den Landtag und von diesem durch die Aufnahme und Ausübung der ihm durch die Landesordnung zustehenden Rechte anerkannt wurde — wenn wir all das erwägen, so sind wir berechtigt, den Schluss zu ziehen, dass darin die Rechtscontinuität im Verfassungsleben der Steiermark liegt, welches Ende des 12. Jahrhunderts beginnt und seinen bisherigen Gipfelpunkt in der 1861 von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. erlassenen Landesordnung für Steiermark und in dem nach den Bestimmungen derselben seither alljährlich berufenen und wirkenden Landtag erreicht hat. Und knapp nach dem Jubiläumsjahre unseres glorreichen Herrschers diese historische Reminiscenz hervorgehoben und begründet zu haben, mag zeitgemäß und sachlich gerechtfertigt erscheinen. Consilium nobis resque locusque dabant.



Ferdinand Georg Waldmüller.

(1793 bis 1865.)

Von **Max Morold**.

Wien.

Der zweite Theil der Jubiläumsausstellung im Wiener Künstlerhause — „Fünfzig Jahre österreichischer Malerei" — brachte eine Sensation: an die siebzig Gemälde von Ferdinand Georg Waldmüller vermittelten dem Publicum die Bekanntschaft eines Künstlers, von dem viele nur den Namen wussten, den beinahe alle für veraltet und überwunden hielten, und der nun auf einmal als ein Überwinder siegreich und triumphierend vor der Öffentlichkeit und inmitten der anderen Künstler stand, deren Können und Streben neben ihm sich zum Theil recht bescheiden ausnahm; sie vermittelten diese Bekanntschaft in so umfassender und erschöpfender Weise, dass es möglich war, ein einheitliches Gesammtbild von seinem Schaffen zu gewinnen und sozusagen seiner Seele auf den Grund zu kommen. Zudem war dem Publicum die Gelegenheit geboten, an Ort und Stelle aus lebendiger Anschauung

kunstgeschichtliche Vergleiche zu ziehen, da ja auch die Zeitgenossen Waldmüllers, seine Freunde und seine Gegner, in der Ausstellung vertreten waren und zugleich eine Fülle von dem, was nach ihm produciert wurde, sich gar bunt und vielgestaltig ausbreitete. Jeder derartige Vergleich fiel immer wieder in irgendeiner Hinsicht zu Waldmüllers Gunsten aus; man traute den Augen kaum, wenn man wahrnahm, wie das Beste und Eigenartigste, das erst geraume Zeit nach ihm oder doch unabhängig von ihm entstanden ist, sich bei ihm schon irgendwie angedeutet findet, bei ihm schon irgendwie zur Entfaltung kam. Und schließlich fühlte man, dass jeder derartige Vergleich nur wenig sagt und selbst das Wenige nur unvollkommen ausdrückt, da Waldmüller eben — unvergleichlich ist.

Oberflächlich betrachtet und nach ein paar äußeren Merkmalen in eine der üblichen Kategorien eingetheilt, war er der beste Genremaler der Altwiener Schule. Auch das will immerhin etwas bedeuten. Diese Schule besitzt ja noch heute unsere Anerkennung und unser Wohlgefallen. Man bedenke nur, was es heißt, dass in einer Zeit des zopfigsten Classicismus und der starrsten Pedanterie sich überhaupt eine Richtung entwickeln konnte, deren ausgesprochenes Ziel die lebensvolle Darstellung wirklicher Zustände war. Diese Entwicklung gieng sogar rasch vor sich. Da war Johann Peter Krafft (1780 bis 1856), der Vater der Wiener Malerei. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man ihn den Vater nennt. Er war allerdings kein bedeutender Künstler und bewegte sich als Historienmaler und Schlachtenmaler in den kühlen Regionen eines ziemlich steifen, nüchternen Pathos. Auch die beiden großen, „historisch" angehauchten Genrebilder in der kaiserlichen Gemäldegallerie, „Der Abschied" und „Die Heimkehr des Landwehrmannes", sind für den Beschauer von heute zu steif und nüchtern. Aber sie wurden in den Jahren 1813 und 1820 gemalt: für jene Zeit sind sie geradezu eine reformatorische That. Vielleicht giengen manchem die Augen über, der zum erstenmale vor diesen Bildern stand. Schlichte und an und für sich ergreifende Vorgänge des realen Daseins hatten sich hier die Kunst erobert, mochte die künstlerische Ausführung auch noch nicht völlig dem Gegenstande gerecht werden. Wenn unter den Mitlebenden und Emporstrebenden, denen der herrschende akademische Geist doch wahrhaftig nicht die rechte Nahrung bot, überhaupt Talent, frisches, ursprüngliches Talent vorhanden war, so brauchte es nun nicht mehr zu verkümmern. Vorbilder und Wegweiser waren da, und vor allem Krafft selber, seine tüchtige und im besten Sinne des Wortes ver-

ständige Persönlichkeit war es, die den Suchenden und Verlangenden einen neuen Weg wies. Wir wissen heute nicht genau, ob er ehrlich naiv oder überlegen ironisch gesprochen hat, als er seinen Schülern vorhielt, dass Lionardo und Rafael nicht zu übertreffen seien, und dass es daher keinen Sinn habe, mit diesen zu wetteifern. Das eine steht indes fest, dass er als Lehrer nicht müde wurde, seine Schüler vor mythischen und religiösen Stoffen zu warnen und ihnen das Stoffgebiet des „modernen Lebens“ zu empfehlen. Vom Classicismus und von den sogenannten Nazarenern, die just zu seiner Zeit aufkamen, hatte er keine allzu hohe Meinung. Indem er aber doch selbst an der damals noch ganz und gar unmodernen Akademie wirkte und als Künstler der älteren Richtung angehörte, sich auch mit seinen anders gesinnten Collegen gut zu vertragen wusste und überhaupt kein Himmelsstürmer, sondern ein bedächtiger Mann war, nützte er den jungen Talenten am meisten. Ihn durfte man nicht hochmüthig abthun, ihn musste man sogar als Autorität achten, und so konnte er als wahrer Freund seiner Schüler und vorurtheilsloser Förderer echter Begabung ungehindert Gutes stiften; so konnte er zur gleichen Zeit, als die Nazarener bis auf die vorclassischen Meister ferner Jahrhunderte zurückgiengen, eine „moderne“ Malerei ins Dasein rufen, die selbst heute, nachdem der Begriff des Modernen schon wieder mehrfache Wandlungen durchgemacht hat, noch immer warm und lebendig zu uns spricht.

Von Krafft war in der Jubiläums-Kunstausstellung ein einziges, buntes und trockenes Bild zu sehen, das man jetzt „ungenießbar“ nennen möchte. Seine Schüler Peter Fendi (1796 bis 1842) und Josef Danhauser (1805 bis 1845) jedoch zeigen uns die Verdienste, die er sich unstreitig erworben hat. Denn diese beiden unter sich so verschiedenen, für jene Zeit aber gleich „modernen“ und noch heute gleich volksthümlichen, echt österreichischen Künstler sind ja allein durch ihn, unter seiner Leitung und seinem Einflusse so echt und volksthümlich geworden. Auf Fendi, der vor allem ein famoser Zeichner war, passt so recht das in Österreich gebräuchliche Wort „herzig“; Danhauser hingegen, der als Maler und überhaupt als Künstler weitaus höher stand — eine ungewöhnlich reiche Natur, die nur leider zu früh dahingerafft wurde — Danhauser war eher etwas herb und „hantig“. Fendi war heiter und graziös, von schalkhafter Laune und inniger Empfindung, Danhauser ein strenger Sittenschilderer, der es verstand, seinen oft bitter ernsten Genrebildern einen tendenziösen Beigeschmack, etwas Scharfes und Ätzendes zu geben, das aus dem Bilde

eine Strafpredigt machte. Doch damit ist der Platz, den er einnimmt, noch nicht umgrenzt. In seinen ersten Anfängen wusste er auch harmlosen Ulk zu treiben und hat uns Ateliersceneu geschildert, die sich noch heute ergötzlich ausnehmen; biblische Vorgänge wusste er mit einem discreten Pathos darzustellen, welches diese religiöse Genremalerei, die der Zeitgeschmack seither gründlich überwunden hat, immer noch anmuthend erscheinen läßt; in dem Bildnisse des Clavierfabrikanten Graf hat er uns ein Muster schöner, feiner, liebevoller Porträtierungskunst von echt wienerischem Gepräge hinterlassen; und dann war er ein edler, schwungvoller Lyriker, der in dem Bilde „Mutterliebe" — das in der Farbe nun schon etwas gelitten hat — unmittelbar zum Herzen dringende Töne fand. Aber diese Töne haben etwas Feierliches, beinahe Schwermüthiges, das sich wieder merkbar von dem leichten Humor und der sinnig spielenden Vortragsweise Fendis unterscheidet. Nur das eine haben sie gemeinsam, dass sie am liebsten und am besten das wirkliche Leben malen und selbst biblische, historische und romantische Stoffe der realen Wirklichkeit nähern, Fendi fröhlich und unbefangen, Danhauser mit tieferem Ernste und überlegenem Bewusstsein, beide jedoch mit jener Feinheit in der Auffassung und Besonnenheit in der Wiedergabe, die das Talent erst zum Künstler stempeln. Auch die Maler zweiten und dritten Ranges, die von ihnen lernten und ihnen nachfolgten, wie Karl und Albert Schindler, Johann Friedrich Treml, Josef Anton Straßgschwandtner, Johann Matthias Ranftl u. s. w., von denen der eine die Soldaten, der andere die Bauern, ein dritter die Wallfahrer u. dgl. sich zur „Specialität" erkor, sie alle webten und wirkten mit wechselndem Glück und verschiedener Begabung in einem gesunden Realismus, der aber kein „Verismus" war, der sich photographische Treue durchaus nicht zum Ziel setzte, der stets auf richtige Wahl und passende Anordnung bedacht war, der die typischen Momente hervorhob und nicht bloß Skizzen und Fragmente, sondern mit jedem Bildchen ein wohlabgerundetes Ganzes zu liefern suchte. So konnte ihnen niemand vorwerfen, dass sie alle künstlerischen Gesetze übertraten. Dafür ließen sie sich nicht durch künstliche Regeln hemmen, wenn der Strom des Lebens in ihre Werkstatt flutete und sie mit hinaus trug in die Natur und zu natürlichen, einfachen Menschen. Gern stellten sie die Staffelei im Freien auf, und wenn dann etwa ein lustiger Ziegenbock den Maler und sein Bild bedrohte, so hatten sie Humor genug, dies ebenfalls im Bilde festzuhalten, und sehnten sich ob solchen lächerlichen

Missgeschickes keineswegs in die Akademie zurück. Wenn sie auch nicht immer künstlerisch Vollwertiges boten, so waren sie doch flotte Menschen und helle Köpfe. Das klang durch ihre Leistungen hindurch, und das machte sie so beliebt und „modern“ und läſst sie heute noch auf ihrem kleinen Gebiete in beinahe unverminderter Frische fortleben.

In diese Gruppe gehört Ferdinand Georg Waldmüller (1793 bis 1865). Aber er ist in jeder Beziehung der erste. Er überragt sie alle nicht nur durch seine Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, durch die Liebenswürdigkeit und Unerschöpflichkeit seines Naturells, durch sein malerisches Können und sein außerordentliches technisches Vermögen, sondern auch als Individualität. Gewiſs: er macht die anderen Individualitäten nicht überflüssig, nicht die Grazie Fendis, nicht die nachdrückliche Beredsamkeit Danhausers. Er hat vielleicht kein einziges Bild, das sich mit den populärsten Stücken des letzteren, mit der „Testamentseröffnung“, dem „Prasser“ und der „Klostersuppe“, an äußerer und dabei nicht bloß äußerlicher Wirkung messen könnte. Er hat keines, das rein menschliche Gefühle so wahr und überzeugend sichtbar werden ließe wie Danhausers „Mutterliebe“. Sein ebenso benanntes Bild ist viel leerer und conventioneller. Aber, während Danhauser und Fendi doch nur große Talente waren, finden wir bei Waldmüller ein eigenes Etwas, das, je deutlicher wir es erkennen, ihn umsomehr dem Genie nähert. Waldmüller ist zunächst viel weicher und träumerischer als Danhauser, und das ist an und für sich noch kein Vortheil, eher ein Nachtheil. Am leichtesten erfaſst man den Unterschied zwischen beiden, nämlich den Unterschied im Temperamente und in der Auffassung ihrer Sujets, wenn man sie nicht nur gegeneinander abschätzt, sondern auch im Zusammenhange mit der gleichzeitigen poetischen Literatur betrachtet. Sie gehören ja nicht allein der Gruppe jener Maler an, die zuerst den Begriff einer österreichischen Malerei zu einer lebendigen Thatsache werden ließen; sie sind zugleich Repräsentanten jenes Österreicherthums, das in der vormärzlichen Literatur einen typischen und historischen Ausdruck gefunden hat. Auf die Verwandtschaft zwischen Danhauser und Raimund ist schon oft hingewiesen worden. Dabei ist es allerdings mehr eine äußere Ähnlichkeit als eine innere Verwandtschaft, die sich feststellen läſst. Die Gegenstücke „Der Prasser“ und „Die Klostersuppe“ erinnern zweifellos an den „Verschwender“. Im großen und ganzen dasselbe Costüm, dieselben Figuren, dieselbe Fabel, dieselbe Moral. Der Mohr auf den Bildern

und die bedenkliche Rolle, die er zu spielen scheint, erinnern auch flüchtig an Grillparzers dramatisches Märchen „Der Traum ein Leben", das mit den Märchendramen Raimunds in Form und Inhalt vieles gemein hat. Aber gerade das Märchenhafte fehlt bei Danhauser gänzlich. Bei ihm spielt sich alles in irdischer Weise ab. Nur das manchmal etwas phantastische und immer sehr absichtliche Arrangement erinnert — nicht an ein Märchen, sondern an das Theater. Ebendieses Theatralische ist jedoch eine bloße äußere Ähnlichkeit mit den Werken der Dramatiker Raimund und Grillparzer. Im Dramatischen ist Danhauser schwach. Das leidenschaftlich Bewegte ist seine Sache nicht. Will man ihn mit Theaterdichtern vergleichen, so wären Bauernfeld und Nestroy zu nennen. Besonders der letztere, dessen scharfe Satire mit dem Tendenziösen und Zugespitzten bei Danhauser allerdings verwandt ist. Danhauser ist gleichsam ein malender Nestroy, nur ohne den Nestroy'schen Witz. Er ist melancholischer als Nestroy und nie so derb wie dieser. Doch beide sind lehrhaft, beide wollen bessern, und beiden widerfährt es, dass ihr von Haus aus liebenswürdiges und dabei etwas beschränktes wienerisches Wesen in dem Augenblicke, wo der Ausdruck der Liebenswürdigkeit aus irgendeinem Grunde absichtlich vermieden wird, sogar recht ungemüthlich werden kann. Damit ist schon angedeutet, dass die weichere, zärtlichere Natur unter Umständen künstlerisch im Vortheile ist. Und eine solche Natur ist Waldmüller, wenn man ihn mit Danhauser vergleicht. Er hat jene süßen, mädchenhaften Laute, die das eigentlich „Classische" im Wienerischen sind, die in den Jambentragödien Grillparzers so entzückend vernehmbar werden wie in den Weisen von Schubert, Lanner und Strauß. Und zudem ist er von einer köstlichen Unbefangenheit. Man sehe doch nur die „Klostersuppe" Danhausers neben der Waldmüllers!

Dort der verarmte Prasser als bettelhafter Tischgenosse seines früheren Dieners und des Armen, den er einst von seiner Thüre gestoßen — die mitleidig sinnenden Gestalten zweier Mönche — ein Hund, den wir schon von dem Bilde des „Prassers" kennen, das einzige Wesen, das diesem treu geblieben — und im Hintergrunde eine verschleierte Dame, die ihn zu kennen scheint, vermuthlich dieselbe, die ehedem mit dem Prasser gezecht und gejubelt hat, am Arme eines anderen: so viele Figuren, so viele Pointen; das ganze Bild nur als Gegenstück zum „Prasser" von höchster Wirkung, die Einzelheiten aber auch an sich von trefflicher Charakteristik im Sinne eines scharf beobachtenden

Realismus. Hier, bei Waldmüller, eine lebenslustige Gesellschaft, hauptsächlich Frauen und Kinder, gesund und rothwangig, denen die Freude über die gute Klostersuppe aus den Augen leuchtet; sie „prassen" förmlich, diese dankbaren und vergnügten Kostgänger, jedoch nicht kalt und hochmüthig, nicht unempfänglich für fremdes Leid, sondern wie sich eben Kinder über etwas Gutes und Frauen über ein Geschenk freuen, und dabei von herzlicher Mitfreude für die anderen beseelt; auch die Halle des Klosters ist licht und freundlich und mit Bildern geschmückt — die gesammte Darstellung athmet ungetrübtes Behagen. Die paar Männer, die „in devoter Stellung von einem im Hintergrunde stehenden Mönche den Bescheid zu erhalten scheinen, dass sie zu spät gekommen sind", werden von dem Beschauer des Gemäldes kaum bemerkt und sind offenbar nur da, damit die historisch-realistische Treue wenigstens einigermaßen gewahrt werde. Ein Danhauser würde gewiss nicht verfehlt haben, uns bei einer ähnlichen Vorführung darauf aufmerksam zu machen, dass in solchen Fällen eher die Frauen und die Kinder von den stärkeren und roheren Männern zurückgedrängt und beiseite geschoben werden und dann zu spät kommen, und dass unter den Verspäteten sich nicht selten einer befindet, der nun entweder verhungern muss oder zum Verbrecher wird. Aber auf so schlimme Wahrheiten und so bösen Tadel lässt sich Waldmüller nicht ein. Bloß ein paar Männer sind zu spät gekommen, und die vernehmen es „in devoter Stellung". Sonst alles in hellem Jubel, die Welt könnte gar nicht schöner sein.

Und ob er nun die „Klostersuppe" oder einen „Kirchtag" oder eine „Schulprüfung" oder den „Guckkastenmann" oder einen „Versehgang" schildert, immer finden wir dieselben rosigen Mädeln und fernigen Buben und dieselben munteren Gesichter. Wenn es auch hier und da etwas Ärger oder Enttäuschung, ein bisschen Furcht oder einen gelinden Schrecken gibt, es spielt sich trotzdem alles so nett und friedlich ab, und selbst die Gassenjungen und die Arbeiter erscheinen in guter, reinlicher Kleidung. Pausbackige Armut und frisch gewaschenes Elend! „Der erste Schulgang" ist für den kleinen Schüler recht bitter, „das letzte Kalb", wenn es aus dem Stalle muss, für die Erwachsenen ein Unglück und die Ohnmacht eines Weibes, die eine „unterbrochene Wohlfahrt" zur Folge hat, für alle herzlich unangenehm. Aber bei Waldmüller kommen einem diese Unannehmlichkeiten, die doch in den von ihm gewählten Sujets liegen, erst auf dem Umwege durch den Kopf und die Reflexion zum Bewusstsein. Das Auge und die Sinne spüren

nichts davon. Das Auge schwelgt nur in der Heiterkeit der Darstellung, und der ganze, mit empfänglichen Sinnen ausgestattete Mensch lebt förmlich auf in dem Lichte und den Farben, die von einem solchen kleinen Gemälde ausgehen. Damit ist das Wesentliche bezeichnet. Wer diese Compositionen rein gegenständlich auffasst und ihren anekdotischen Inhalt etwa durch einfache, nicht farbige Reproductionen, die der Hauptsache nach allein die Contouren wiedergeben, festhalten möchte, für den muss Waldmüller hinter Danhauser zurückstehen. Sein Realismus ist minder kräftig, seine Charakteristik ärmer, er verschönert und beschönigt, und nur der glückliche Mangel an Sentimentalität schützt ihn vor Vergleichen mit Johann Nepomuk Vogl und Gabriel Seidl, den in ihrer Art gewiss auch liebenswürdigen und talentvollen Vorläufern jener Gattung Poesie, welche das „goldene Wiener Herz" besingt und sich einen wahren Luxus mit Talmirührung gestattet. Jedenfalls ist es nicht das Leben selber, sind es nicht die Leiden und Schwächen seiner Mitmenschen, die er mit charakteristischer Treue darstellt. Es sind, wie von gewiegten Ästhetikern hervorgehoben wurde, die idealisierten Volkstypen aus Raimunds Zauberpossen. Ob aber diese Ästhetiker dabei nicht eines übersehen haben? Waldmüller hat nämlich auch das Märchenhafte Raimunds, das wir bei Danhauser vermissten. So wie Raimund die wundervollsten Beziehungen herstellt zwischen seinen Hauptfiguren und der sie umgebenden Natur, so wie er die Natur selber in anmuthigen Verkörperungen reden und in die Handlung eingreifen lässt, so wie überhaupt die Raimund'schen Erfindungen in einer höheren Sphäre sich abspielen, in der zwar sogar den Zauberern und Genien urwienerische Laute nicht erspart bleiben, andererseits aber der Wiener und der österreichische Gebirgsbauer in gehobener Sprache zu reden anfangen, ohne dass wir uns eigentlich darüber wundern, weil uns eben alles von Haus aus sehr wunderbar und dennoch ungemein natürlich vorkommt — so versetzt auch Waldmüller seine Bauern und armen Leute, die allerdings nicht stark im Dialect sprechen, in eine lichte und reine höhere Sphäre, die zugleich das Natürlichste von der Welt ist: in die Natur; und um da einen innigen Zusammenhang herzustellen, um diese lieben und guten Menschen aus dem heiligen Gottesfrieden der Natur heraus verständlich und glaubhaft zu machen, dazu bedarf er keiner „Verkörperungen", keiner Allegorien und Symbole, sondern nur seiner Palette. Er malt, und wir befinden uns mitten im Geisterreiche — im Geisterreiche der Natur. Selbst wenn die Scene sich nicht im Freien abspielt, auch in Häuser und Hütten und Scheunen

läſst er die Strahlen der Sonne, Morgenroth und Abendroth und holde Dämmerung fallen und den Dingen ihre Härte nehmen. Mit einem Worte: er hat Stimmung. Und er hat ſie in ſo hohem und reinem Maße, daſs man ihn wirklich nur mit den größten heimiſchen Dichtern, mit Raimund und Grillparzer, vergleichen kann.

Vielleicht aber auch mit Adalbert Stifter. Gleich dieſem arbeitet er die Details einer Landſchaft mit größter Feinheit und Sorgfalt heraus und haucht demungeachtet über das Ganze ſo viel Zartheit und Poeſie, daſs jede Aufdringlichkeit vermieden bleibt, daſs alle Detaillierung nur zur intenſiveren Wirkung des Ganzen und im Sinne des Ganzen da iſt. Dieſen oder jenen Baum, dieſen oder jenen Strauch zeichnet und malt er mit einer Gewiſſenhaftigkeit, einer Hingebung, die etwas Verliebtes an ſich hat und zugleich Virtuoſität in ſich ſchließt. Nirgends indes ſpüren wir die Launen der Verliebtheit oder das Selbſtgefällige des Virtuoſenthums. Er betont immer das Wichtigſte und verweilt bei der Hauptſache, und als ſolche erſcheint ihm ein einzelner Baum oder Strauch doch nur dann, wenn es ſich eben hauptſächlich um dieſe Einzelheit, um ihre Form oder Farbe handelt, wenn ſie gleichſam das Sujet iſt; und als wahrer Künſtler kennt er andererſeits keine Nebendinge: alles iſt wichtig, was zur Stimmung des Ganzen beiträgt, nichts zuläſſig, was ihr feindlich wäre, da muſs ja eines im anderen leben, und der geringſte falſche Ton vermöchte die Harmonie des Bildes, juſt das, was man Stimmung nennt, zu zerſtören. Stil iſt nach Anſelm Feuerbach „richtiges Weglaſſen des Unweſentlichen". Im richtigen Abwägen und in der harmoniſchen Ausgleichung der Theile unter ſich iſt Waldmüller Meiſter. Nichts behandelt er flüchtig, nichts rein impreſſioniſtiſch, er hat Auge und Herz für das Kleinſte, aber er verliert ſich nicht im Kleinen, er ſtrebt ins Große, er bringt uns die Ferne nah und faſst das Weite in einen engen Rahmen. Er hat Stimmung, und er hat Stil. Das Perſönliche ſeines Stiles gemahnt an Adalbert Stifter. Seine Andacht und Ehrfurcht vor den Herrlichkeiten der Natur, halb pantheiſtiſch und halb kindlich fromm, gemahnen vor allem an ein ſchönes Wort Stifters, das man als Motto vor jede Ausſtellung Waldmüller'ſcher Werke ſetzen könnte, das Wort daſs es für den Menſchen kein Grauen in der Natur geben ſolle, „daſs der Wald keine frevlen Wunder wirkt, ſondern lauter ſtille und unſcheinbare, aber darum doch viel ungeheurere, als die Menſchen begreifen — er wirkt ſie mit ein wenig Waſſer und Erde und Luft und Sonnenſchein". Und damit ſind wir bei dem angelangt, was Wald-

müller am meisten auszeichnet. Er kennt kein Grauen in der Natur und versteht am innigsten jene Wunder, die der Sonnenschein verrichtet. Sein sonnig leuchtendes Gemüth, das sich zu jener optimistischen Unwahrheit in der Schilderung des Lebens verleiten ließ, die wir auch bei Adalbert Stifter finden, es gieng ihm erst ganz auf, wenn eine Scene von der Sonne beschienen ward und Freud' und Leid der Menschen von dem hellen Schein und der warmen Glut gleichsam ausgelöscht wurden. Seine Hand, die alle Töne und Nuancen so sicher beherrschte und das lauschigste Zwielicht und den duftigsten Schimmer so entzückend zu malen vermochte, wie malte sie erst froh und unfehlbar sicher, wenn es galt, das Licht der Sonne auf die Leinwand zu bannen. Er stellte nicht bloß die Staffelei im Freien auf, er wusste auch, dass die Dinge im Freien anders aussehen als in der Stube, er gewahrte nicht allein die Dinge, sondern ebenso die Luft und die Strahlenbrechung, er fühlte, dass diese erst Form und Farbe und Stimmung leihen, und — last not least — er konnte das malen. Darin war er allen Zeitgenossen über, und das machen ihm selbst heute nur wenige nach trotz „Freilicht" und höchst modernen Grundsätzen.

Der berühmte Genremaler ist also auch Landschaftsmaler. Aber verhältnismäßig selten gibt er eine Landschaft allein. Wenn er es thut, so kann er sich mit den größten Landschaftsmalern messen. Seine „Ruine in Schönbrunn", ein kleines, anspruchsloses Bildchen, ist ein berauschendes Gedicht und ein unübertreffliches Meisterwerk. Wenn er jedoch, was gewöhnlich der Fall ist, aus Genrescene und Landschaft erst ein Ganzes macht oder der letzteren mindestens eine „Staffage" beigibt, die dann freilich keine biblische oder mythologische ist, wie sie zu jener Zeit noch hohen Courswert hatte, so empfangen wir durchaus nicht den Eindruck, als ob er nur von einer Forderung der Mitwelt beherrscht oder in einem Vorurtheile befangen wäre. Vielmehr scheint er auch da seinem malerischen Instincte allein zu folgen. Mit verstärktem Behagen lässt er seiner Sonnenfreudigkeit die Zügel schießen, wenn das Gold, das auf Wiesen und Feldern blitzt, gleicherweise die Hemdärmel eines Bauernburschen und die Schürzen und Kopftücher der Bäuerinnen und Mägde wie mit Feuer tränken kann. Zu dem Grün und Gelb des landschaftlichen Hintergundes kommt auf solchen Bildern (wie „Das letzte Kalb", „Die unterbrochene Wallfahrt") dann noch ein Weiß und Roth und Blau, das förmlich jauchzt, und die Farben verbinden sich zum gewaltigen dionysischen Accord, niemals aber zu einer grellen Disharmonie. In anderen Fällen schaut ein tiefdunkles

Firmament oder das Dunkel hoher Stämme oder die strenge Schönheit eines Gletschers auf eine ernste oder trauliche Scene und verleiht ihr jenen geheimen, seelischen Reiz, den die Figuren allein doch nicht offenbaren würden; oder er stellt diese in ein Licht, das sie geradezu verklärt, während rings um sie der Schleier der Dämmerung webt. So erzielt er coloristisch eine starke poetische Wirkung. Poetisch ist es auch, wenn der Alte, der nach langer Krankheit zum erstenmale wieder ins Freie tritt — „Das Erwachen zu neuem Leben" — von dem Schimmern und Leuchten begrüßt wird, mit dem die jungen Blüten und das knospende Laub, ebenfalls zu neuem Leben erwachend, die frohe Botschaft des Lenzes melden; oder wenn in einer anmuthigen Vorfrühlingslandschaft die Veilchen suchenden Kinder mit ihren frischen Wangen und glänzenden Augen selber wie Blüten des Lenzes erscheinen; oder wenn auf dem reizenden Bilde des Knaben, der gehen lernt, dessen „erster Schritt" von Eltern und Großeltern achtsam verfolgt wird, der majestätisch schöne landschaftliche Hintergrund über das Werden und Vergehen menschlicher Gestalten hinaus an die Dauer im Wechsel und die Unvergänglichkeit der Natur erinnert; oder wenn beim „Versehgang" die Abendsonne mit ihren langen Schatten das Hereinbrechen der großen Stille und einer ewigen Versöhnung anzukündigen scheint. Ja, es läſst wohl eine der dargestellten Figuren selber das Räthselvolle ihrer Umgebung auf sich wirken: ein Mädchen, das im Walde rastet, spürt die Nähe der Geister, die den Wald beleben, und fühlt sich von den Stimmen, die da leise und vernehmlich flüstern, erschreckt, verwirrt und doch auch mächtig angezogen; sie lauscht einem Vogel, sie horcht auf all das Weben und Raunen, und wir wissen nicht, wird sie nun bald einschlummern, um zu träumen, oder wird ihr im Wachen eine Fee oder ein Ritter begegnen, oder wird sie plötzlich angstvoll weiterlaufen und dabei den Weg verfehlen und einem schlimmen Kobold zum Gespötte werden. Dort, dünkt es uns, guckt ja schon einer hervor. Aber uns befällt kein Grauen. Wir müssen lächeln. Von Schwind bis Thoma sind wenig so zarte und süße Phantasien gemalt worden wie diese äußerlich anspruchslose „Rast im Walde". Wie karg und ärmlich nimmt sich neben solchen Schöpfungen der brave und verdiente Gauermann aus, dem freilich vieles ausgezeichnet gelang, der es jedoch trotzdem nie zu einer inneren, unlösbaren Einheit zwischen Landschaft und Staffage gebracht hat und auch in der Landschaft im allgemeinen bloß das Gegenständliche, nicht die Stimmung beherrscht.

Strenger Realist ist Waldmüller nur als Bildnismaler. Ein Porträt, bei dessen Herstellung vollkommenste „Treue" die vorgeschriebene Bedingung war, hat ihn ja nach seinen ersten tastenden Versuchen zum Künstler gemacht, der von da an vor allem sich selbst treu geblieben ist. Das Bildnis seiner Mutter wetteifert in edler realistischer Auffassung, Charakteristik und Durchbildung mit den besten Porträts aller Zeiten. Besonders das Stoffliche auf diesem Bilde — das graue Kleid mit den grauen Atlasbändern — wird gerühmt und angestaunt. Auch sonst kleidet er die von ihm porträtierten Frauen gerne in Seide und Atlas, die er virtuos zu malen versteht. Eine Virtuosität, die es kaum begreifen lässt, dass die Stoffmalerei Pilotys und vorübergehend die Wurzingers dann noch so großes Aufsehen erregten. Aber freilich wirkt Waldmüllers Virtuosität selbst in dem Punkte nicht aufdringlich. Sie erhöht nur die Stimmung, die ja auch vom Porträt ausgehen muss, eine farbige Stimmung, die zunächst im Stofflichen liegt und dabei doch den geistigen Eindruck unterstützt. In dieser Hinsicht begegnet er sich mit den modernsten Bestrebungen (besonders der Engländer und Amerikaner) und scheint so manche gelungene moderne Leistung noch zu übertreffen.

So wird bei näherer Betrachtung aus dem besten Genremaler der Altwiener Schule ein Künstler von internationaler Bedeutung, der sozusagen an der Schwelle einer neuen Kunst stand. Oder vielmehr: der seine eigene Kunst als eine gänzlich neue auf die Welt mitbrachte und daraus wieder mit sich fortnahm. Erst nach Jahrzehnten, nachdem die Vielen, die kaum etwas von ihm wussten, das mühevoll erreicht haben, was damals dem einen spielend gelungen war, tritt seine Kunst wieder ans Tageslicht, an das Licht der Sonne. Und sie verträgt dieses Licht. Seine Zeitgenossen müssen verblassen bei allem Reiz, der auch ihnen eigen ist; er aber will nur noch kräftiger aufleuchten. Die anderen malten Witze, Anekdoten, Novellen, Satiren, und das Vergängliche, das dem bloßen Einfall, dem Gedankenspiel und der tendenziösen Beziehung anhaftet, muss nothwendigerweise auch ihren Werken anhaften; er aber malte, er malte und sonst nichts — und damit hat er das Ewige gefunden, den Zauber der Natur, die Allgewalt der Stimmung; er malte nur so, wie er sah, unbekümmert um Regeln und Überlieferungen — und damit fand er den Weg zur Unsterblichkeit. Denn unsterblich ist nicht eine Kunstart und nicht ein bestimmtes Kunstwerk, unsterblich ist allein die Seele des Künstlers, der im Kunstwerke die Befreiung wird.

Was die großen und kleinen Unsterblichen von je bedroht und bedrängt hat, es ist auch ihm nicht erspart geblieben. Schon als Schüler ward es ihm an der Akademie zu schwül und zu enge. Er war im wesentlichen Autodidakt. 1830 wurde er als Custos an der Akademie angestellt und erhielt den Titel und Rang eines Professors. Aber da gerieth er in einen ewigen Kampf mit Vorgesetzten und Collegen, in einen Kampf, in dem er unterliegen musste, um erst spät Genugthuung zu erlangen. Er wollte den Unterricht an der Akademie reformieren und vor allem die Schüler auf das Studium des Lebens und der Natur hinlenken. Seine Reformbestrebungen und seine weitherzigen, fortschrittlichen Kunstanschauungen brachte er überdies in bemerkenswerten Schriften zum Ausdruck. Diese Schriften wurden ihm jedoch verübelt, und seiner redlichen Arbeit ward damit gelohnt, dass man ihn mit halbem Gehalt gnadenweise pensionierte. Erst kurz vor seinem Tode empfieng er die volle Pension. Auch sonst war man an seinem Lebensabende bemüht, die äußeren Ehren, die ihm schon die Fremde gezollt hatte, nun endlich in der Heimat nachzutragen.

Heutzutage, da alle diese Kämpfe vergessen und begraben sind, ist es nicht so leicht, sie zu verstehen. Dass Waldmüller von der Führich-Schule heftig bekämpft wurde, will dem Kunstfreund von heute nicht recht einleuchten. Waldmüller war allerdings Realist, Genremaler und für seine Zeit sehr „modern"; ja er reicht, wie wir gesehen haben, sogar unserer heutigen „Moderne" die Hand. Aber es war doch auch manches an ihm, was er nur von seiner Zeit hatte. Er liebte es beispielsweise, seine Gruppen ähnlich aufzubauen wie die religiösen Maler die ihrigen. Sein „Almosen" zeigt uns eine jugendliche Mutter in einem Thürbogen mit dem einen Kind auf dem Arme, während das andere einem Bettler das Almosen spendet. Geradezu eine Madonna mit dem Christkind in einer Nische, während der kleine Johannes sich der Menschheit zuneigt. Das Licht, das Waldmüller über die Gruppe ausgießt, die keuschen Linien der Zeichnung und die tief gemüthvolle Behandlung des Gegenstandes, die, selbst abgesehen von der „Composition", dem rein menschlichen Vorgange eine Art religiöser Weihe leiht, das konnte doch die guten Christen von der Führich-Schule, so sollte man meinen, so wenig aus dem Häuschen bringen wie jene Art zu „componieren". Führich selbst, ein guter Christ, ein edler Mensch, ein wahrer Künstler und ein denkender Geist, hat sich in seinen unvergänglichsten Schöpfungen, in den für den Holzschnitt gezeichneten cyklischen Compositionen, einen poetischen Realismus angeeignet, der ihn das Sein und Walten der

Natur, das Thun und Treiben der Landleute, der Kinder, der Hausthiere überaus anheimelnd darstellen läfst, so dafs er nicht mehr gar so fern von Waldmüller ist. Und zwischen oder über beiden steht Moriz v. Schwind, in Zeichnung und Farbe noch vielfach abhängig von den Nazarenern, nach Geist und Gemüth aber echter Wiener, echter Österreicher, durch und durch Bajuvare, fürwahr, ein Blutsverwandter Waldmüllers, den er malerisch nicht erreicht, an Humor, Zartsinn, Reichthum der Phantasie und zweifelloser Genialität jedoch hinter sich läfst. Wir finden heute, dafs keiner von den dreien die anderen ausschließt, sondern dafs jeder von ihnen die beiden anderen ergänzt. Alle drei zusammen bilden die herrlichste Offenbarung des Altösterreicherthums in der Malerei. Freilich, wenn wir sehen, wie auch früher und später und überall Meister und Schulen, die gar gut miteinander bestehen konnten, einander befehden zu müssen wähnten und just aus der Fehde frische Kraft zu künstlerischen Thaten zu schöpfen schienen, so möchten wir beinahe glauben, dafs sich in derartigen Kämpfen und Verkennungen ein Naturgesetz enthülle. Groß und gewaltig ist aber wohl ein anderes Naturgesetz, das die persönlichen Schicksale Waldmüllers schließlich doch einzig bestimmte: seine Kunst gieng immer neu gestärkt aus den Angriffen der Schulmeister, aus den Nörgeleien der Nazarener, aus den Schmähungen der Kritik hervor. Und das Bitterste, der Hohn der Menge, ist ihm dabei erspart geblieben. Er hat viel Leid, doch nicht minder viel Liebe erfahren. Diejenigen, welchen er durch die Wahl seiner Stoffe, durch seinen gemäßigten Realismus, durch seine Auflehnung gegen Orthodoxie und Pedanterie nahe stand, haben ihn warm verehrt und seine Überlegenheit anerkannt; und die Romantik, die in ihm steckte, der Märchenzauber, den sein „Realismus" athmete, mufsten die kunstliebende Gesellschaft seiner Vaterstadt bis hinauf in die höchsten Kreise trotz allem für ihn einnehmen. War es doch der Staatskanzler Fürst Metternich, der Curator der Akademie, selber, der ihn gegen die Akademie in Schutz nahm. Hof und Bürgerthum kauften ihm gerne Bilder ab. Das Ausland feierte ihn. So wechselten Licht und Schatten; aber das Licht blieb stärker, wie just in seinen Gemälden. Die Jubiläumsausstellung im Künstlerhause ließ erkennen, wie viele Werke seiner Hand in Wien zu finden sind. Denn es ist klar, dafs nur ein Theil des Vorhandenen in die Ausstellung gelangte. Indes schon dieser — vielleicht geringe — Theil könnte manchen heimischen Künstler auf das Glück und die Erfolge Waldmüllers eifersüchtig machen. Denkt man vollends

an die Geschicke Raimunds und Grillparzers und an das Los Schuberts, so ergänzt einem die Gestalt Waldmüllers das Bild jener Tage des Vormärz und des Künstlerelends in wahrhaft tröstlicher Weise. Das war doch ein Wiener und ein Deutsch-Österreicher, der nicht gleich den Kopf hangen ließ und auch nicht bloß „gemüthlich" war und in den Tag hinein lebte, sondern der „Schneid" und klares Bewusstsein, männlichen Stolz, echte Gesinnungstreue hatte, mit Wort und That für seine Überzeugung eintrat, in seinem Wesen sich nicht beirren ließ, in seinem Schaffen nicht erlahmte und darum jene Anerkennung und jenen Lohn fand, die einer tieferen Natur überhaupt zutheil werden können. Das volle Verständnis winkt ihm freilich erst heute.

Ziehen wir die Summe von all dem Schönen und Merkwürdigen, das uns der zweite Theil der Jubiläumsausstellung im Künstlerhause geboten hat, und nehmen wir dazu all das Gute und Sehenswerte, das die Lebenden uns in so reichem Maße bescheren, so dürfen wir wohl von einem weitverzweigten Wirken unserer heimischen Künstler und einer achtungswerten Entwicklung der österreichischen Malerei reden, die in einem Zeitraume von ungefähr achtzig Jahren aus philiströser Enge und localer Beschränktheit sich theils in raschem, ungehemmtem Zuge, theils mühsam und ruckweise, dort kühn und hier ängstlich, aber doch emporgehoben und immer mehr den wahren Idealen genähert, immer mehr den Zusammenhang mit den großen künstlerischen Bewegungen des Jahrhunderts gefunden hat. Im einzelnen kommt allerdings dabei nicht viel mehr heraus, als dass eben jetzt ein öffentliches Gut in der Malerei geworden ist, was schon längst das Privateigenthum Ferdinand Georg Waldmüllers war. Wenn auch im allgemeinen eingeräumt werden mag, dass gegenwärtig ein besserer Geist unter unseren Künstlern (und im Publicum) herrscht als zur Zeit, da die schlichtesten Schöpfungen Waldmüllers so wenig verstanden und so heftig angegriffen wurden, so ist es doch im günstigsten Falle ein internationaler, kosmopolitischer Geist, dem vielleicht nichts Schönes und Echtes auf der ganzen Welt verborgen bleibt, der es aber selbst noch nicht zur Originalität gebracht hat. Noch immer ist es das höchste Lob für unsere heimischen Talente, dass man sie mit einem trefflichen Ausländer vergleicht oder eine internationale Berühmtheit als ihr glücklich erreichtes Vorbild nachweist. Das Wurzelhafte, Bodenständige fehlt. Der Wiener Stil, von dem gesprochen und geschrieben wird, ist noch nicht gefunden. Da mag auch in dieser Hinsicht an Ferdinand Georg Waldmüller

erinnert werden. Der war in seiner Kunst der Süddeutsche, der Deutsch-Österreicher, der Wiener, wie er leibt und lebt, und sämmtliche kühnen Errungenschaften seiner Einsicht und seines Könnens dienten nur dazu, diesem Unverfälschten und Ursprünglichen in ihm zum allgemein giltigen Ausdrucke zu verhelfen. Altwien und Altösterreich leben in seinen Bildern fort, aber nicht etwa deshalb, weil er uns äußere Merkmale jener Zeit überliefert hat. Sondern Geist und Wesen seines Schaffens geben uns eine unmittelbare Gewissheit von dem guten Geist und dem treuen Wesen solcher Männer, wie er einer war. Das, was Laurenz Müllner in seinem Nachrufe auf Robert Zimmermann so schön und treffend als den Vorzug des deutschen Österreichers vor allen anderen Deutschen gekennzeichnet hat — „unsere frischere Daseins-, unsere vollere Naturempfindung, den anmuthigen Reiz unserer dichterischen Gestaltungen, das rascher beflügelte und witzig betonte Wort, die satteren Farben, in die wir mit Vorliebe unsere Gedanken und Gefühle kleiden, und Licht und Luft und Glanz" — das finden wir bei Waldmüller in reichster Fülle und dabei so klar und gesättigt, so ausgereift und vollkommen, wie es gerade dem Österreicher selten verliehen ist. Dass er zugleich Sujets und Typen seiner Zeit im Bilde festgehalten hat, dass er uns die Vaterstadt und die Gegenden unserer Heimat vor Augen führt, während z. B. Schubert doch nur in Tönen zu uns redet und Grillparzer den Umweg über den Mythus und die Historie nimmt, um unser Herz zu bewegen, das freilich könnte und sollte ihn ganz besonders populär machen. Ihm gebürt ein Standbild und vor allem ein Ehrenplatz im Bewusstsein des Volkes. Sein hundertster Geburtstag ist sang- und klanglos vorübergegangen. Die Jubiläums-Kunstausstellung hat die Erinnerung an ihn mächtig geweckt und ihn selber gleichsam auferstehen lassen. Möge dieser Eindruck nicht so rasch wieder verfliegen! Möge vielmehr eine ernste Arbeit beginnen, die das Leben und Schaffen des Künstlers liebevoll durchforscht und seine Kunst dem Volke näher zu bringen sucht! Möge jeder, der an dieser Arbeit theilnimmt, davon durchdrungen sein, dass er eine patriotische Pflicht erfüllt! Möge aber auch jeder, der die Jubiläums-Kunstausstellung besucht hat und sie nun im Geiste noch einmal durchwandert, mit Waldmüller anfangen und zuletzt, wenn er vielleicht müde geworden ist, zu ihm zurückkehren! Das Beste und Schönste, was sonst noch da war, wir haben es mehr oder weniger mit anderen gemeinsam. Das Werk Waldmüllers dagegen, ja —

„dies ist unser; so lasst uns sagen und so es behaupten"!



Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

K. Karlweis,

der Schöpfer des Wiener Romans.

Karlweis ist ein Wiener Kind, und von ihm gilt das Wort: „Hast Du Dir rings vom Kahlenberg das Land besehen, wirst Du, was ich bin und dichtete, verstehen.“ Er wurzelt fest im Wiener Boden und schöpft aus der Berührung mit ihm seine Kraft. Was er in einem seiner Romane von einem Helden sagt: „Mit eins erwacht in ihm das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit dieser Stadt, die er nicht mehr wie bisher als ein zufälliges Beisammenstehen von tausend und abertausend Häusern, ein Gewirre von Straßen, Plätzen, Gärten und Monumenten betrachten kann, sondern als ein Ganzes, ein Lebendiges, dem er zugehört, dessen mächtige Züge tief in sein Herz gegraben sind, das er liebt! Jawohl, liebt! Stolz und zärtlich blickt er um sich, und alles erscheint ihm jetzt in einem neuen Lichte, von allen Seiten lächeln ihn vertraute, liebe Gesichter an — das ist Wien, sein Wien, die Heimat, die Vaterstadt. Jeder Stein erzählt ihm eine Geschichte; von den hohen, fensterreichen Gebäuden bis herab zu dem schmalen, viel verhöhnten Wässerlein des Wienflusses, das tief unten in seinem grün beuferten Bette rieselt, winkt es ihm überall grüßend zu,“ hat er mit seinem Herzblute geschrieben, sich selbst aus der Seele gesprochen. Gerade darum aber, weil er die herrliche Kaiserstadt an der Donau über die Maßen liebt, weil er mit allen Fasern und Fibern seines Seins mit ihr verknüpft und verwachsen ist, drängt es ihn, ihren Kindern bei aller Anerkennung und Würdigung ihrer Vorzüge rückhaltlos und, wenn es sein muss, rücksichtslos die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern, ihnen ihre großen Schwächen zu zeigen, die Binde von den Augen zu reißen und sie zur Einkehr in sich zu mahnen.

Indem er den Wienern ein im sittlichen und geistigen Sinne erhöhtes Spiegelbild ihres Thuns und Treibens, ihres Hastens und Jagens, ihres Strebens und Kämpfens, ihres Hoffens und Fürchtens

vorhält, erscheint er uns als ein echter, wirklicher Wahrmaler. Er sticht auf das vortheilhafteste von den modernen Naturalisten ab, welche mit Wollust im Schmutze und Kothe wühlen und darin schwelgen, uns in eine Welt der raffiniertesten Geschlechtlichkeit, des das Thierische mit subtilster Empfindungsfähigkeit durchkostenden Genusses, in eine Welt kitzelnder und darum umso öderer Substanzlosigkeit zu versetzen. Ungleich diesen uns Ekel einflößenden Anhängern der Abschreckungstheorie, welche nur die Kehrseiten des Lebens sehen, überschaut Karlweis das Große, Ganze, er vertheilt in gerechter Weise Licht und Schatten, er schildert neben der Verworfenheit, Gemeinheit und Finsternis auch das Gute, Tüchtige und Sonnige der menschlichen Charaktere und Schicksale mit freudigem Nachdrucke. Er ist ein hochgestimmter heiterer Geist, welchem trotz der schweren Wunden, die ihm der Niedergang der heiß geliebten Vaterstadt geschlagen, die Lust am Fabulieren, das sinnreiche Spielen mit den Gegenständen, das lächelnde Auffangen und Abspiegeln der Menschen nicht abhanden gekommen ist. Jawohl, Karlweis ist ein liebenswürdiger, gemüthvoller Humorist, und er unterscheidet sich von seinem Freundeskreise dadurch, dass er sich nicht auf kleine Skizzen beschränkt, sondern umfassende, großzügige Werke schafft und geschaffen hat.

Karlweis ist der Vater des Wiener Romans. Seine im Jahre 1887 erschienenen „Wiener Kinder“ sind unstreitig eine literarische Novität. Im Verlaufe der bunt bewegten Handlung, auf welche wir hier nicht eingehen können, reiht sich mit seltener Anschaulichkeit ein Bild an das andere. Leibhaftig ersteht vor uns das alte „Freihaus“ mit dem wirren, stil- und planlosen Durcheinander von Passagen, Höfen und Gärten, diese Stadt im kleinen, deren Haupt- und Seitentracte von den feuchten Kellerräumen bis unter das niedere, flach zurücktretende Dach mit Mietern aus allen Schichten der vielgestaltigen Bevölkerung Wiens überfüllt sind, welche indes das miteinander gemein haben, dass Sorge und Kummer, Noth und Elend an ihnen nagen. Die auf einem Corridore zusammengepfercht wohnenden Personen fühlen sich als eine einzige große Familie. Die kleinen Wohnungen mit ihren engen Stuben stehen tagsüber meist offen und leer, denn die Männer müssen ihrem Berufe nachgehen, die Weiber aber ziehen den dumpfen Zimmern die hellen, luftigen Gänge vor. Hier kauern sie in nachlässiger Kleidung, kehren — uneingedenk des evangelischen Spruches: „Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!“ — zungenfertig vor fremden Thüren und wispern einander schadenfrohe Bemerkungen über die Vorgänge im Schoße der einzelnen Familien zu, wobei sie sich kein Gewissen daraus machen, die Wahrheit zu entstellen und zu verdrehen. Auch das Volksleben im weiteren gelangt zu prägnanter Darstellung, und wir wissen nicht, welcher Schilderung wir den Preis zuerkennen sollen, der köstlichen Schilderung des Abends bei den Volkssängern oder dem in knappen Zügen entworfenen Bilde des festtäglichen Treibens im Prater. Und wie sicher beherrscht der Dichter die Claviatur der Wiener Volksseele!

Drastisch gezeichnet sind die strengen Richterinnen des Freihauses: die „ehr- und tugendsame Witwe nach Herrn Christian Stölzl“, welche

aus purer zärtlicher Liebe zu ihrem eines Vaters bedürfenden Sprößlinge verschämt um die Hand ihrer Zimmerherren anhält, dass man vor Lachen aus der Haut fahren möchte, Frau Sobotka, die Gattin eines „wohlbestallten k. k. Amtsdieners im Ministerium des Innern“, Frau Jerschabek, glückliche Mutter von drei „höchst heiratsfähigen“ Töchtern, und zuhöchst die Poliersgattin Frau Schober „mit dem groben Kopfe, der fast ohne Halsübergang auf den runden Schultern sitzt“. In dem hohen Rathe hat auch Fräulein Kathi, eine ehemalige Tänzerin der Hofoper, Sitz und Stimme; eine gutmüthige, mitfühlende Seele, wie sie ist, setzt sie aber ihrem Vorrechte gewisse Schranken. Sie ist der Typus der unverwüstlich lustigen Wienerin. Seit Jahren an einem schweren Lungenleiden dahinsiechend, spinnt sie sich in Erinnerungen an die goldene Jugendzeit, die frohen Abende, die tollen Nächte ein; sie lebt nach wie vor in dem Banne des nur am Donaustrande gedeihenden Walzers, denn „so ein Walzer hat halt eine eigene Kraft in sich, ich muss ihm nach, ob ich will oder nicht! Ich mein’, wenn ich einmal tief unter der Erden in der Gruben lieg’ und sie spielen so einen feschen Walzer auf meinem Grab — ich muss heraus und mittanzen wie die Geister um Mitternacht!“ Und wie sie gelebt, so stirbt sie. Die letzten Worte, welche sie mit verklingender Stimme haucht, sind die ersten Takte ihres Lieblingswalzers: „Du schöner Mai, vorbei — vorbei!“ Unverfälschte Wiener Kinder sind auch die im Mittelpunkte der Handlung stehenden Gestalten: der Polier, welcher, gleichwie das Gold im Schmelztiegel von den Schlacken gereinigt wird, durch Schicksalsschläge zu einem kernigen, biderben Manne geläutert wird; seine bereits erwähnte Ehehälfte, eine genussüchtige Frau, welche sich gern mit dem ihr einst beigelegten Epitheton ornans „Die schöne Leni“ brüstet, dem Grundsatze huldigt, dass ein schönes Mädchen „ihre Schönheit von unserem lieben Herrgott nicht dazu bekomme, dass sie in einer armseligen Küche verkümmert“, und demgemäß verächtlich von einer soliden Heirat spricht, wenn der Erwählte nicht über eine Fülle gleißenden Goldes verfügt; die jüngere Tochter Lori mit einem verführerischen, durch keinen wärmeren Strahl erhellten Gesichte, welche nach diesen pädagogischen Grundsätzen verhätschelt, verwöhnt, zur systematischen Missachtung der den Menschen adelnden Arbeit, zum Müßiggange, zur Eitelkeit, Hoffart, Vergnügungssucht, Leichtfertigkeit und schließlich zur Ehrlosigkeit erzogen wird; die ältere Tochter Marie mit einem kaum schön zu nennenden Gesichte, welche trotz dieser giftgeschwängerten Atmosphäre oder vielleicht gerade infolge derselben sich zu einem anspruchslosen, willensstarken, pflichteifrigen, hoheitsvollen, aber die Würde mit Anmuth, mit harmlos heiterer Sinnenlust vereinigenden Wesen ausgestaltet, das nur von Kathi und dem unfreiwilligen Komiker des Romans, dem langen Geiger Riedl, verstanden, von den Ihren dagegen als Aschenbrödel behandelt, als eine Strafe Gottes betrachtet wird; der junge Bauführer Franz Sturm, welchen die Liebe in einen ehrvergessenen Schwächling verwandelt. Statt den Launen der mit ihm verlobten Lori beizeiten einen ernsten Widerstand entgegenzusetzen, unterstützt er ihren Hang zum Leichtsinne noch,

indem er sclavisch allen ihren Wünschen nachgibt. Da sein Einkommen zur Befriedigung derselben nicht ausreicht, greift er fremdes Geld an. Herzlos wendet ihm Lori, nachdem ihr dies zu Ohren gedrungen, den Rücken und wirft sich dem Laster in die Arme, welches ihr mit einem Leben in Saus und Braus winkt. Mit gebrochenem Herzen müht sich Franz rastlos, um seine Schuld wenigstens materiell zu sühnen. Schließlich nimmt er eine Stelle in Russland an, weil er mit dem großen Angeld, das er empfängt, den Rest der unterschlagenen Summe decken kann. Wenige Stunden vor der Abreise trifft er aber auf der Straße mit Lori zusammen. Die Erinnerung stimmt sie weich, und sie fordert ihn halb aus Mitleid, halb aus Pikanterie zu einem Besuche auf. Und was thut der Mann, der sich in den schweren Stunden, welche dem Treubruche seiner Braut folgten, zugeschworen hat, dass er für sie nur das Gefühl der Verachtung habe? Er lässt sich, nachdem die Circe ihn verlassen, willenlos von der geschäftigen Menge weiter schieben. Wohin? Ihm gilt es gleich. „Da liegt die breite Elisabethbrücke mit den weißen, weithin leuchtenden Statuen vor ihm, dahinter der halbgeleerte Marktplatz, die ansteigenden Dächerreihen, das rothschimmernde Schulhaus, der grüne Park und darüber die hoch aufragende, Ehrfurcht gebietende Kuppel der Karlskirche mit den schlanken Säulen davor, die sich scharf abheben von dem blauen Himmel, der heute so wolkenlos, so durchsichtig klar schimmert! Dem jungen Bauführer ist es, als erblicke er das herrliche Bild zum erstenmale. Und er soll es nie wiedersehen! Heute abend reist er ja fort und dann ... Wie oft, wenn er, von der Arbeit heimkehrend, hier vorüberkam, hat ... sein Blick von dieser Stelle aus das Freihaus begrüßt, das damals freilich noch alles einschloss, was er sein Glück nannte. Damals ... ja, damals! Müde schließt er die schmerzenden Augen. Das eben eingeprägte Bild zerrinnt allmählich in eine Nebelwolke, die immer heller, immer rosiger wird und endlich die weichen Züge eines entzückenden Mädchenkopfes annimmt. Dunkle Augen blicken fragend und verlangend auf ihn nieder, eine halbgeöffnete Rose leuchtet im üppigen braunen Haar, unter dem weichen, runden Kinn schimmert der weiße Hals, runden sich die sanft abfallenden Schultern, der schwellende Busen ... Das ist Lori, die ihm herzbethörend zulächelt wie einst, da sie zum erstenmale an seiner Brust ruhte und durch die glitzernde Thräne, die nach rasch ersticktem Schluchzen noch an den langen, weichen Wimpern hieng, in süßer Hingebung zu ihm aufblickte — seine Braut! Ihn überläuft es, er öffnet die Augen, und die Erscheinung ist verschwunden. Die Brücke steht wieder vor ihm, die weißen Statuen, der grüne Park, die hoheitsvolle Kuppel. Dazwischen wogt die immer bewegte summende Menge, darüber gießt der leuchtende Sommertag sein grelles, blendendes Licht. Franz reißt sich schmerzlich bewegt los und flüstert einen Abschiedsgruß. Gilt er der Vaterstadt, gilt er der verlorenen Braut? In diesem Augenblick fließen ihm Wien und die Geliebte in eins zusammen." Doch er träumt noch mit offenen Augen weiter. Halb zog sie ihn, halb sank er hin, da war es um ihn geschehen. Er betrog zum zweitenmale, er ward ein meineidiger Feigling.

Es kann nicht hoch genug veranschlagt werden, dass Karlweis die gefallenen Mädchen durchaus nicht grau in grau malt. Ihm ist nichts Menschliches fremd, und so sucht er auch ihnen erhebende Züge abzugewinnen, Regungen des göttlichen Funkens abzulauschen. So schreckt das Blumenmädchen Fanni, welches dazu ausersehen ist, die Bekanntschaft zwischen dem jungen Wiesinger und Lori zu vermitteln, davor zurück, das junge leichtsinnige Geschöpf ins Verderben zu stürzen. Der Anblick Loris, welche aus dem Elternhause zu ihr geflohen ist, ist ihr plötzlich eine Last, ein Vorwurf. Ihr graut vor der Verantwortung, und sie trägt sich mit der Absicht, Loris Eltern von ihrem Aufenthaltsorte zu verständigen, bevor es zu spät ist. Allerdings lässt sie sich durch ihren „Freund", welcher Geld braucht, von ihrem löblichen Vorsatze abwendig machen. Wie sie selbst Ferdinand treu ist, so glaubt sie auch an seine Liebe und gibt sich der Hoffnung hin, dass er eine Stellung finden und sie dann zu seiner Frau machen werde. Ihr schwebt als Ideal eine ehrliche Zukunft vor, welche ihre Vergangenheit und Gegenwart mit einem einzigen Ruck auslöschen und sühnen soll. Die Heirat ist ihr Lebensziel, ihr heimlicher Traum vom Glück, der sie immer wieder lächelnd umgaukelt, wenn der leiseste Schimmer von Freude über ihren Lebenspfad huscht. Und Lori? Sie empfindet in ihrem Wohlleben eine große Öde und Leere. Es ekelt sie an; feindselig blickt sie auf den Glanz, der sie umstrahlt. Die Einbildungskraft zaubert ihr eine wundersame, farbenprächtige Zukunft vor, in welcher Sittsamkeit und das, was sie unter Glück versteht, sich nicht ausschließen, in welcher es eine Ehrbarkeit in Sammt und Seide ohne harte Arbeit und ohne frühzeitiges Altern gibt. Die ursprüngliche Natur des Volkskindes bäumt sich auch gegen die Unnatur des Zierbengels Eduard, gegen den alle Thorheiten der Mode nachäffenden „faden, ungebildeten Kleiderstock" auf. Vollends erscheint sie wie umgewandelt, als Franz in ihrer Wohnung schwer verwundet wurde. Sie lässt ihn ungeachtet der Einflüsterungen ihrer Umgebung nicht in ein Spital überführen, sondern in ihr eigenes Bett legen, pflegt ihn trotz des sich häufig einstellenden Unmuthes über die sich in die Länge ziehende Krankheit fürsorglich, weist, obwohl Schmalhans bei ihr Küchenmeister geworden ist und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zum Pfandleiher wandern muss, die verlockendsten Anerbietungen schroff ab und sehnt sich nach einer soliden Lebensweise. Vielleicht, vielleicht — mehr wagen wir im Hinblicke auf ihren hin und her schwankenden, weil eines festen moralischen Haltes entbehrenden Charakter nicht zu sagen — wäre die bessere der in ihrer Brust wohnenden zwei Seelen Siegerin geblieben, wenn nicht die zärtliche, umsichtige Mutter, welche ihre Familie verlassen hatte und zu ihrer Lieblingstochter übersiedelt war, in deren Abwesenheit den Kranken durch ihre giftigen Reden aus dem Hause getrieben und in den Tod gejagt hätte; muss sich ja Lori selbst gestehen: „Franz war doch der einzige." Jetzt erst, da sie alle ihre Hoffnungen auf eine ehrliche Zukunft vereitelt sieht, gelingt es der bejahrten Kupplerin, dem steinreichen alten Wiesinger, welchem Lori noch vor kurzem die Thür gewiesen, die Wege zu ebnen. So tritt der Vater in die Rechte des Sohnes. . .

Das Bild, welches von dem Baumeister Wiesinger entworfen wird, ist ein prächtiges Cabinetsstück. Er ist eine durch und durch originale Schöpfung. Er geht in der Absicht zu Lori, ihre Beziehungen zu dem Thunichtgut von seinem Sohne, „der unserem Herrgott den Tag und seinem Vater das Geld stiehlt", zu lösen und ihr seine tiefste Verachtung auszudrücken. Die Schönheit des blühenden Mädchens bringt ihn jedoch aus dem Concepte, und er hält unwillkürlich in seinem derben Gepolter inne. Er hat sich Lori ganz anders vorgestellt. Man hat ihm mitgetheilt, dass junge Dummköpfe wie dieser Eduard von älteren Frauenzimmern gefangen und ausgeplündert werden. „Ich selbst," sagt er, „weiß das nicht, denn ich habe mein Lebtag ehrlich arbeiten müssen und bin mit derartigen Frauenzimmern niemals in Berührung gekommen." Es ist reine, lautere Wahrheit, was er da spricht. „Seit er vor mehr als dreißig Jahren aus seinem oberösterreichischen Heimatsdorfe als armer Taglöhner nach Wien kam, war sein Sinn stets nur auf Arbeit und Erwerb gerichtet. Er hat hier ‚sein Glück gemacht', wie die Leute sagen, denn vom Handlanger brachte er es allmählich zum Maurer, zum Polier und endlich zum reichen Baumeister und Häuserspeculanten. Der kräftige, gedrungene Körper, die schwieligen Hände mit den kurzen, plumpen Fingern, das glatte, stark gefärbte Gesicht mit den großen, groben Zügen verrathen noch heute auf den ersten Blick den Tagwerkerssohn aus dem ‚Mostlande'. Die Frau, die er in jungen Jahren nahm, war niemals schön oder auch nur liebenswürdig, geschweige denn verführerisch. Sie war jederzeit eine brave, manchmal etwas misslaunige Gefährtin, eine unermüdliche Arbeiterin in Haus und Wirtschaft und ist durch die in schwerer, mühevoller Haussorge verbrachten Jugendjahre frühzeitig alt geworden. Nun lebt er mit ihr und Eduard in einer zwar streng ehrbaren, aber engen und recht spießbürgerlich langweiligen Häuslichkeit. Der berückende Zauber eines jungen, üppig schönen Weibes, der ihm hier zum erstenmale entgegentritt, überwältigt ihn darum auch als ein Neues, bisher Unbekanntes auf den ersten Ansturm. Die Luft, die der schlichte ehemalige Arbeiter in dem wunderlich ausstaffierten Heim der Geliebten seines Sohnes einathmet, berauscht ihn. Seine Pulse beginnen rascher zu schlagen, eine seltsame Unruhe zuckt und prickelt bis in seine Fingerspitzen; er vermag den Blick nicht abzuwenden von dem Mädchen, das ihn doch kaum mehr zu bemerken scheint und unverwandt durch das Fenster in die dunkle Nacht starrt. Gegen seinen Willen spricht er allerlei tolles, albernes Zeug zu ihr; es soll dem wundersamen Gefühle Ausdruck geben, das ihn überkommen hat."

Karlweis ist aber nicht nur ein Meister der Charakterisierungskunst, sondern auch ein Meister der Selbstbeschränkung und versteht es als solcher trefflich, dem Principe der Ökonomie des Romans Rechnung zu tragen. Nirgends wird die Haupthandlung durch die mit ihr parallel laufenden Episoden verdunkelt, erdrückt und überwuchert; sie thun ihr keinen Eintrag, sind nicht breitspurig, fügen sich in sie harmonisch ein und ergießen sich in sie, wie die Nebenflüsse in den Hauptstrom münden.

Eines allein kann ich dem Roman nicht verzeihen, und das ist, dass er uns nur einen festgefügten weiblichen Charakter vorführt und keinen Mann, der an Marie heranreicht. Dass wir in ihm einen ganzen Mann, einen Mann von echtem Schrot und Korn vermissen müssen, ist nicht zu entschuldigen. Es ist dies ein arger Fehler, welcher die Wiener Kinder männlichen Geschlechtes zu compromittieren geeignet ist.

Ich kann mich auch mit der Bilanz des Romans nicht einverstanden erklären. Er schließt folgendermaßen: „Und über all dem Leben und Weben (in der Hauptallee des Praters) wölbt sich die dichte Blätterkrone der hohen Kastanien, in deren Wipfel es leise rauscht und sich regt, als raunten die alten Bäume einander zu: Seht doch, es sind noch immer dieselben Menschenkinder, die da unten leiden und jubeln, grollen und küssen . . . dieselben unruhigen Geschöpfchen mit ihrem wunderlichen Jagen nach Genuss ohne Glück, nach Lohn ohne Mühe! Wie vor hundert Jahren sind sie noch heute und werden es wohl auch in aller Zukunft bleiben: Kinder, große Kinder!" Das heißt mit anderen Worten: Wien war, ist und wird die Stadt der Phäaken bleiben. Ohne ein eingefleischter Optimist zu sein, möchte ich doch behaupten, dass der Dichter ein Schwarzseher ist. Durch den dichten Nebel dringt schon ein schwacher Lichtschimmer. Es sind Anzeichen vorhanden, welche eine bessere Zukunft verheißen. Die breiten Massen fühlen sich bereits; es regen sich ihre Schwingen. Der Bildungsdrang ist in ihnen lebendig, und er findet Aufmunterung und Befriedigung. Es gibt Arbeiterbildungscurse, welche zahlreich besucht sind; der Volksbildungsverein veranstaltet im Winter an jedem Sonntage in sämmtlichen Bezirken Vorträge, Declamationen, Volksconcerte, welche sich eines lebhaften Zuspruches erfreuen; die Arbeiter- und Volksbibliotheken werden, wie aus den jährlichen Ausweisen hervorgeht, sehr stark benützt; die Theater öffnen an gewissen Tagen dem Volke ihre Pforten zu volksthümlichen Preisen; es wird die Errichtung von Arbeiterbühnen geplant; die Arbeiter besichtigen gruppenweise unter Führung fachkundiger Männer die Kunstausstellungen, die Museen und Sammlungen u. s. w. Es ist ein merkwürdiger Zug des Jahrhunderts, dass mit der Reaction ein gewaltiges Aufstreben zum Lichte parallel läuft. Bildung macht frei. Es ist daher die Hoffnung berechtigt, dass die Wiener Kinder in absehbarer Zeit sich endlich zu mannbaren Menschen entwickeln, sich auf sich selbst besinnen, das Beispiel der Polierstochter Marie nachahmen und so die in den Tag hinein lebende Wiener Stadt zu einer zielbewusst fortschreitenden Stadt der Gemüthlichkeit im besten und edelsten Sinne des Wortes erheben werden. Die Sonne der Selbsterkenntnis wird auch über unserer Kaiserstadt aufgehen; es wird auch in ihr Tag werden, und es dämmert schon.

Wien. Dr. Bernhard Münz.

❦

Gedichte. Von S. A. Weiß. Herausgegeben von seiner Witwe. Concordia, deutsche Verlagsanstalt. Berlin 1899.

Bücher haben ihre Schicksale! Das uns vorliegende Bändchen „Gedichte" weiß davon eine Geschichte zu erzählen. Der Verfasser der-

selben, S. A. Weiß, konnte sich erst nach seinem Tode allmählich Geltung erringen. Nachdem einige Verleger sie zurückgewiesen, nahm sich ein Wiener Schriftsteller die Zeit und die Mühe, sie auf ihren Gehalt zu prüfen, und siehe da, er entdeckte einen Schatz, der es reichlich verdiente, an das Tageslicht gefördert zu werden. Von dieser Entdeckung überwältigt, führte er vor zwei Jahren zu Nutz und Frommen des heimgegangenen und völlig unbekannten Dichters in dem Wiener Wissenschaftlichen Club vor einem Elitepublicum eine vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Auferstehungssymphonie auf. Seine Worte fielen auf günstigen, fruchtbaren Boden. Seine Anregungen weckten lebhaften Wiederhall. Meister der Vortragskunst, wie Alexander Strakosch, fügten einzelne Gedichte von Weiß ihrem Repertoire ein, die erprobtesten Stützen des k. k. Hofburgtheaters, wie Josef Lewinski und Adolf Sonnenthal, machten das andächtig an ihren Lippen hangende Publicum mit Theilen seines Vermächtnisses vertraut, vornehme Zeitschriften öffneten dem todten Sänger bereitwillig ihre Spalten, und damit war sein Schicksal besiegelt. Das liebliche Dornröschen war nun einmal aus seinem tiefen Schlafe geküsst, und es dauerte nicht mehr lange, bis es in der deutschen Verlagsanstalt Concordia freundliche und freudige Aufnahme fand.

Weiß' Erdentage waren, wie das in seiner Schlichtheit ergreifende Vorwort andeutet, hart und leidvoll. 1859 in Österreichisch-Schlesien geboren, war er durch die kleinen Verhältnisse des Vaterhauses gezwungen, schon mit dem Studium den Erwerb zu vereinen, und im jahrelangen Martyrium des Stundenlehrers empfieng er das Doctorat der Philosophie, errang er als Philolog rasche Erfolge, die ihm jedoch nicht die heiß ersehnte Stellung eines akademischen Lehrers brachten. Er quälte sich nun in mancherlei, ihm widerwärtigen Berufen ab, bis ihm am häuslichen Herde an der Seite einer verständnisinnigen Gattin eine kurze Glücksidylle aufgieng, die leider nur zu schnell sein eigenes Siechthum und der Tod seines herrlichen Knaben beendeten. Dieses Hiobsdasein war ein üppiges Blühen von Gedichten. Aus den Leiden der Seele erwuchsen reizende Lieder, wie aus den Ackerfurchen gesegnete Ähren sprießen. Aber nicht Klagen und Stöhnen war das Dichten unseres Poeten, denn sein Wahlspruch lautete: „Man ist glücklicher, wenn man nichts besitzt und alles begreift, als wenn man alles besitzt und nichts begreift." Alles begreifend, lebte er in dem Einen, der Alles ist, und dieser Einige, Einzige ist Gott. Sich in dem Unendlichen und das Unendliche in sich findend, schloss er seinen honigsüßen, Musik ausströmenden Mund nicht eher, als bis aus der Brust der letzte Odem zog, bis sein Herz, das viel und schwer geduldet, ruhig stand.

Weiß war ganz und gar Zeitgenosse im künstlerischen Sinne der Antike und der Renaissance und aller Hochgestalten der Kunstwelt; er war ein Poet, welcher der heiligen Aufgabe des Dichters vollauf gerecht wurde, Art und Wesen, Fühlen und Sinnen, Streben und Gehaben seiner Tage von erhabener Warte übersah, sie liebte und doch für ihre Gebrechen klares Auge behielt. In seinen Gedichten gehen zarte Em-

pfindung, edle Männlichkeit und erfrischender Gedankenreichthum Hand in Hand miteinander. Jawohl, seine Lyrik ist gedankentief, von weit aus- und überblickenden Gesichtspunkten getragen und darum wurzelecht. Sie ist ein Gewebe von Phantasie und Vernunft, Morgenduft und Sonnenklarheit, Anmuth und Würde. Er schuf nicht nach der äußeren, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur heraus, welcher er gleichwie ein Kind der Mutter allezeit in zärtlicher Liebe zugethan war. Er folgte sinnend ihrer lichten Spur, und im innigen und regen Verkehre mit ihr belauschte er die ihr zugrunde liegende Idee, welche allein Geist, Freiheit, Wirklichkeit ist. Dies können wir ihm in einer Zeit, in welcher als der ausschließliche Born der Lyrik die Stimmung gepriesen wird, Gedankendichtungen aufs strengste verpönt sind und sein Aphorisma: „Gedanken! Gedanken! Muss man denn immer Gedanken haben? Oft thut's auch eine originelle Dummheit" aus dem Vollen geschöpft erscheint, nicht hoch genug anrechnen. Giordano Bruno, der berühmte Philosoph der Liebe, hat sehr richtig bemerkt: „Non est philosophus, nisi qui fingit et pingit." Unser Dichter war sich dessen klar bewusst, dass dieser Spruch im umgekehrten Sinne ebenso seine Geltung hat: „Nur der bildet und malt, der ein Philosoph ist." Die Poesie ist ihrem Wesen nach Dichtung und Wahrheit. Enträth sie der Wahrheit, so wird ihr der reale Untergrund entzogen.

Sechs Gruppen, betitelt „Natur und Leben", „Bilder und Gestalten", „Betrachtung", „Liebe", „Vagantenlieder" und „Zeitgedichte und Sprüche", spiegeln den Geist des im 38. Lebensjahre von dem Unerbittlichen gefällten Dichters in seiner ganzen reichen Mannigfaltigkeit. Glücklich eingefangene Naturstimmungen, kraftvoll geformte Daseinsgemälde, plastisch verkörperte Erscheinungen der Geschichte, philosophische Gedankenwelten, fröhliche Jubelklänge, fein gemünzte Epigramme wechseln miteinander und bieten jedem Geschmack erquickende Früchte. Weiß sang, weil er singen musste, weil ihm Gesang gegeben, weil er ein Dichter von Gottes Gnaden war. Er war einer von jenen Muss-Dichtern, die da schaffen, um los zu werden, was in ihnen ringt und wirbelt, denen alles innere und äußere Lieben Gedicht wird, denen sich alle Eindrücke und Empfindungen zu Liedern krystallisieren, welche, obwohl unmittelbare Seelenausströmungen, doch Musterproben der Kunst sind, das persönliche Gefühl auf eine Weise auszusprechen, dass es allgemeine Bedeutung erhält.

So entlockt ihm das „Frühlingsweben" die von musikalischem Wohllaut getragenen Verse:

Veilchen blühen schon im Grunde:
Hohe, milde Frühlingsstunde!

Warmer Hauch durchströmt die Erde
Nach des Winters Frostbeschwerde.

Leises Rühren in den Zweigen,
Wie die Säfte aufwärts steigen.

Wirkend will es sich gestalten,
Auch in Dir ist ein Entfalten.

Laue Luft, geheimes Weben,
Neues Licht und neues Leben —

O, wie fühlt sich solcher Segen:
Außen, innen Frühlingsregen!

Und wie liebreizend ist der „Sonntagmorgen" gemalt:

Übergoldet ruht das Land
In der Morgenstunde,
Nur ein Glöcklein unverwandt
Läutet fern im Grunde.

Wie sich durch die Lüfte sacht
Hin die Töne schwingen,
Ist auch bald das Thal erwacht,
Dank dem Herrn zu bringen.

Und dann wieder wird es still:
Alles fühlt den Segen,
Wie die Hand der Liebe will
Sich aufs Herz ihm legen.

Edlen Ausdruck leiht er seiner Lebens- und Weltanschauung in dem hochgestimmten, von dem amor Dei intellectualis beseelten Gedichte „Die sanfte Lehre", in welchem es unter anderem heißt:

So gibt es ein Lebend'ges stets, das Dich
Umströmt und liebend hält in seiner Hut,
Wie dort die Rose thaubeperlt das Nass
Am Morgen frisch im Kelche duftend hegt:
Du bist in ihm, es ist in Dir, und was
Du thust, und was Du denkst, es kommt von ihm
Und fließt, wenn es geschehn, zu ihm zurück.
Kein Hauch von Dir, den es nicht still verspürt,
Kein Herzensschlag, den es mit Dir nicht schlägt,
Kein Seelenleid, das es mit Dir nicht fühlt,
Und keine Lust, die es mit Dir nicht theilt:
Es ist ja selbst Dein Hauch, Dein Herz, Dein Leid
Und Deine Lust, wo immer Du auch weilst —
Allüberall und stets ist es bei Dir.

Blickst Du nun auf zum blauen Firmament,
Zum Himmelszelt, wo hell die Sonne strahlt,
Schaust Du um Dich, wie hold der Frühling webt,
Die Daseinsfreude hier in Baum und Strauch
Und dort im Antlitz froher Menschen, die
Jetzt zueinander streben liebeglüht,
Wie selbst des Waldes und der grünen Flur
Bewohner hell in muntren Scharen zieh'n —
So sind auch sie im Wirken dieser Macht,
Der allgewalt'gen, hohen, für und für
Beschlossen wie Du selbst, und Höh' und Tief'
Mit allem, was darin sich regt, umfasst
Und liebt mit gleicher Treue sie wie Dich.

Und weißt Du das, und bist Du so gestimmt,
Und trittst Du dann am Abend auf die Flur
Hinaus ins Freie unters Sternenzelt,
Wo sich der Reigen der Gestirne dreht:
So strahlt von dort entgegen Dir durchs Blau
Das e i n e unbeirrte Weltgesetz,

Das ew'ge — eherne Nothwendigkeit!
Dein Sinn erhebt sich; flücht'ges Erdenleid,
Das kurz zuvor die Brust Dir noch beengt,
Es sinkt wie Schatten vor dem Sieg des Lichts,
Und heil'ge Schauer weh'n Dich mächtig an:
Du ahnst, Du fühlst, Du denkst und glaubst jetzt — Gott!

Dr. Bernhard Münz.

Ein Publicist des 18. Jahrhunderts über das geistige und sociale Leben Wiens.

Ludwig Wekhrlin, von dessen Leben Gottfried Böhm in einer eingehenden Monographie[1]) zum erstenmal eine actenmäßige Darstellung geliefert hat, war ein bedeutender Kämpfer für die religiöse und politische Aufklärung in Deutschland. Grobe Unkenntnis und handwerksmäßiger Dilettantismus hatten sich seiner bemächtigt, um ihn als Sternschnuppe im Dunstkreise des Schriftthums verschwinden zu lassen, ihn, der nach Schlözers Ausspruch als ein Komet über Deutschland aufgieng. 1739 zu Bothnang, einem damals kleinen Dorfe bei Stuttgart, geboren, wurde er nach Absolvierung des Gymnasiums für die „Schreiber-", beziehungsweise Beamtenlaufbahn bestimmt, welche seine Oheime, seine Vettern und sein Stiefvater eingeschlagen hatten. Es duldete jedoch seinen aufstrebenden Geist nicht lange bei dem „elenden Schreiberhandwerk". Er verließ daher seine „Galeere" am Schreibtisch zu Ludwigsburg und zog 1766 im Alter von 27 Jahren gegen den Willen seiner Eltern auf dem beschwerlichen Wege durch Tirol nach Wien, „um sich Wissenschaften zu erwerben, zu denen ihn sein Genie mit feurigen Zügen drängte, und die er bei dem Geize seines Stiefvaters zu erwerben keine Hoffnung hatte, und um sich ein Glück zu machen, wozu ihm sein Vaterland keine Aussicht ließ". Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die Erwägung, dass in der Kaiserstadt an der Donau für einen Protestanten nicht viel zu holen sei, einen der Gründe für die Abneigung der Eltern Wekhrlins gegen dessen Plan, sich in ihr anzusiedeln, gebildet. Gegen diese Annahme nun wandte sich Wekhrlin aus Anlass der Ernennung des Protestanten Wolfstein zum öffentlichen Lehrer an der neu errichteten Thierarzneischule zu Wien in dem Artikel „Dissidentisch Wien", in welchem es heißt: „Es gibt kein liebenswürdigeres, freundlicheres und geselligeres Publicum als die Wiener. Wenn ich binnen zehn Jahren, als ich unter ihnen lebte, jemals einen Anfall auf meine Religion erfuhr, so war es dieser, dass irgendein artiges Mädchen in der Unschuld seines Herzens zu mir sagte: Sie wären so ein wackerer Mann, wie sehr ist es schade, dass Ihre Seele verloren geht!" Und in demselben Aufsatze heißt es: „Die Meinung, als ob man zu Wien nicht Protestant sein, als ob man die Freiheit seines Gewissens und seines Gottesdienstes nicht ruhig genießen könne — diese vom evidentesten Parteigeiste erzeugte und durch die verächtlichste Unwissenheit fortgepflanzte

[1]) Ludwig Wekhrlin (1739 bis 1792). Ein Publicistenleben des 18. Jahrhunderts. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München 1893.

Meinung — hat sich in den meisten Provinzen des protestantischen Deutschlands so festgesetzt, dass ein Vater, der sein Kind nach Wien gehen sieht, es in demselben Augenblicke für verloren hält." Allerdings habe Österreich wie alle Nationen eine Epoche der Finsternis und Kindheit gehabt, in welcher der Geist des Lichtes wie vor der Schöpfung noch auf dem Wasser, nicht in den Köpfen geschwebt habe. Gerade zu dieser Zeit sei aber ein Fremder, der mit einigem Talent nach Wien kam, sehr gesucht gewesen. Man feierte ihn und sorgte für sein Glück. „Darf ich es sagen, ohne echten Österreichern ein innerliches Erröthen abzulocken, man glaubte, dass Vernunft und Wissenschaft nur bei den Ausländern zu suchen wäre, und dass diese himmlischen Geschenke vorzüglich den Lutheranern zutheil geworden wären. Dies ist die Epoche der Bartenstein, der Knorr und ihresgleichen. Diese Männer kamen auf dem Wege des Abenteuers nach Wien. Sie wurden anfänglich Schreiber in den Kanzleien der lutherischen Reichsagenten oder Factors in den Handlungshäusern, oder auch Hausinformatoren."

In Wien angelangt, nahm Wekhrlin zunächst ein Zimmer „in einem Felsen, den man hier Gasthof nennt". Er wohnte zuerst im „Auge Gottes", hernach in „Asia". Sodann mietete er sich bei einer Dame ein, welche sich „gnädige Frau" nannte. „Sie zierte sich sehr viel umsonst: denn von Leuten, die Zimmer vermieten, erwartet man nichts." Das Leben in dem damaligen Wien scheint nicht sonderlich theuer gewesen zu sein. Wohl wird in den bekannten „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland" (2. Auflage, 1784) darüber geklagt, dass im „wilden Mann", „einem der vier oder fünf ersten Gasthöfe", ein recht einfaches, hochgelegenes Zimmer täglich 42 Kreuzer gekostet habe, und dass man für eines der besseren Zimmer in einer gangbaren Straße monatlich 6 bis 8 Gulden und für das schlechteste unter dem Dache 3 Gulden gefordert habe. Allein derselbe Gewährsmann fand doch in der Vorstadt Mariahilf, „einer der gesundesten Gegenden der Stadt", ein sehr gemächliches und luftiges Zimmer mit schöner Aussicht für 3 Gulden den Monat, und seine Äußerungen über die Preise der Lebensmittel lauten noch günstiger. Man bekam nämlich trinkbaren Wein um 6 Kreuzer die Maß und um 12 Kreuzer ein gutes Mittagessen.

Die Briefe unseres Aufklärers an seine Angehörigen gewähren zum Theile einen Überblick über das geistige und sociale Leben Wiens, welches er als Secretär des französischen Botschafters in Wien durch und durch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. So schrieb er seinem Schwager, dem Pfarrer Beyer zu Grafenberg, am 16. Jänner 1768: „Soll ich von dem Orte meines Aufenthaltes anfangen? Das Sehenswürdigste an demselben ist ein Hof, der ganz Leutseligkeit, ganz Schönheit ist. Ich habe die Kaiserin gesehen, die das allgemeine Wehklagen rechtfertigt, welches die Nation über die Gefahr erhob, von der ihre Tage bedroht waren. Ich habe den Fürsten gesehen, der den richtigsten Weg zur Unsterblichkeit wählt, da er seine Größe in sich selbst sucht. Ich habe die Grazien in einem Kreise mit Liebesgöttern gepaart gesehen (so muss man unsere erzherzogliche Familie nennen). Ich möchte nun

dieser Geschichte allein willen meine Reise nach Wien] unternommen haben. . . . Die Bilder- und Alterthümergallerien übertreffen selbst, was man in Büchern davon liest. Auch trifft man bei Privatpersonen schöne Kunst- und Raritätencabinette an. Das Naturaliencabinet des Grafen Thurn; das Raritätencabinet der Madame de France; das Conchiliencabinet des dänischen Kaplans; das mathematische Cabinet des Herrn von Eberl und der große Saal zur Experimentalphysik auf dem Universitätshause sind lauter Schatzkammern der Natur, der Künste und des menschlichen Fleißes. Der berühmte Büchersaal, der von dem großen Winckelmann einem epischen Gedichte verglichen wird, ist ungemein erweitert worden. Die Herren Bibliothekarii sind nicht nur gelehrte, sondern, was noch mehr ist, höfliche Männer. Er wird täglich von den berühmtesten Kritikern besucht . . .

Die Akademie, welche Wills Genie und Kunst in unsere Gegenden verpflanzt hat, ist noch erst in ihrer Kindheit. Und die zweite Akademie der bildenden Künste springt eben jetzt aus der Knospe. Man findet viele einzelne geschickte Männer, hier und dort selbst Talente unter den Landsleuten. Aber es scheint, als wisse man diese Funken noch nicht zusammenzuhalten, um Licht in dem Geiste der gesammten Nation zu verbreiten. Unterdessen entschädigen uns die Ausländer. Frankreich, Italien, England und die nordischen Staaten schicken uns die Zöglinge ihres glücklichen Himmelsstriches haufenweise zu. Wir besitzen einen Metastasio, einen Beccaria, um den uns selbst die Monarchin Rußlands beneidet, einen Pater Mastalier, einen Freiherrn von Moser — und im Felde der schönen Künste einen Hasse, einen Meidens und einen Novarra, beinahe die Erschaffer ihrer Künste. Alles blüht — ein mächtiger, wirksamer Staat — Systeme im Finanzwesen, in der Polizei und in den Wissenschaften — Harmonie in allen Theilen — große Männer — Gesetze — Sitten — Wetteifer — Verdienste — Belohnung — Gnade auf dem Thron und Treue in der Brust der Bürger — dies sind die Gegenstände, die mich umgeben, die meinen Geist mit Wärme und Eifer anfachen, und die angenehme Blicke in die Zukunft für mich erschaffen.

Im Fache der Literatur, stricte genommen, haben wir die würdigsten Leute. Herr van Swieten, der an der Spitze der Universität steht, der Nebenbuhler Hallers und selbst ein großer Polyhistor, der imstande war, Boerhaven zu commentieren, zieht die Federn im Uhrwerke auf, und es geht. Unter ihm blüht das schönste Amt der Menschheit, die Arzneilehre mit ihrer Gefährtin, der ausübenden Heilkunst, wie eine männliche Rose. Auch haben die holderen Musen ihre Gönner, unter deren pflanzenden Händen man moralische Wochenblätter und Dramaturgien aufsprießen sieht. Die letzteren sind eine neue Erscheinung des gegenwärtigen Jahrhunderts, deren Schöpfung wir dem Herrn Lessing zu danken haben . . . Die Religion übt ihre Rechte mit einer Leutseligkeit und Freiheit aus, die, Rom ausgenommen, nirgends erhört ist. Man sieht ihre Altäre auf allen Seiten rauchen — ohne jenen drückenden Geist des Fanatismus und der Eifersucht, der unsere ehemaligen Zeiten so verdunkelte. Ich habe selbst in Venedig und Genua trotz der Freiheit eines Reisenden die

Nachsicht nicht erfahren, wenn mir das Venerabile begegnet ist, die ich — Dank sei es der Großmuth einer erlauchten Kaiserin! — in Wien genieße ... Die zwei evangelischen Kapellen sind mit sehr verdienstvollen Superintendenten versehen. Unser Häufchen beträgt ungefähr 12.000 Seelen. Aber je und je gibt's was Räudiges."

Zwei Jahre später berichtete er dem Schwager, dass er zum öffentlichen Lehrer der bürgerlichen Staatswissenschaft und der Geschichte der Künste und des Geschmackes an der k. k. Handelsakademie ernannt worden sei, und bald darauf theilte er ihm mit, dass ihm die „größte" Maria Theresia einen goldenen Gnadenpfennig mit ihrem Brustbild „zur Aufmunterung seiner Verdienste", wie sie sich ausdrückte, zugeschickt habe. Diese Nachricht begleitete er mit den Worten: „Zwar ist ein Medaillon, das auf 30 Ducaten geschätzt wird, kein großes Argument, um mit dem Glück zu prahlen, allein ich betrachte es, wie ich die sichtbaren Mittel meiner Religion betrachte, um meinen Geist zu etwas Höherem zu leiten."

Die in der fernen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1776 bis 1777 erschienenen „Denkwürdigkeiten von Wien", welche sich des Beifalles der Journalisten, des Publicums und selbst des Hofes erfreuten, sind in feuilletonistischem Tone und Stile gehaltene Schilderungen der Kaiserstadt, welche, wie schon die Überschriften der einzelnen Capitel verrathen, zumeist ihrer äußeren Erscheinung, den Gebäuden, den Straßen, dem Belvedere, dem Prater, dem Augarten, der kaiserlichen Burg, den Vergnügungen und den Curiositäten des Tages gewidmet sind. Aber auch die Schilderung der Sitten und des socialen Lebens kommt nicht zu kurz, und ein Theil der zweiten Lieferung und fast die ganze dritte verbreiten sich über die jene Zeit bewegenden ernsten Fragen, wie die Todesstrafe, die Nutzbarmachung der Klöster, die Zwecke der Polizei und die Förderung des Handels.

Wekhrlins Auffassung des Wiener Volkstypus ist eine günstige. „Der Charakter des ursprünglichen Österreichers ist bieder. Eine gewisse Weichheit der Seele nebst dem unüberwindlichen Drange zur Bequemlichkeit, welcher allen Wienern anklebt, lassen nicht zu, sich in merkwürdige Verbrechen zu verwickeln ... Die Männer sind wohlgebildet und wohlgekleidet. Man muss zum Lobe der Wiener sagen, dass sie nichts sparen, ihre Kinder für die Societät zu erziehen. Das Frauenzimmer lernt französisch, welsch und deutsch sprechen, wenn es die Situation zulässt, wohl auch englisch und latein. Sie haben ihre Meister in der Zeichenkunst, in der Musik, in der Geschichte, in der Erdbeschreibung. Sie tanzen vortrefflich und verstehen die Conversationsregeln. Die Jünglinge treiben die Sprachen, sie tanzen, reiten, fechten, manövrieren, malen, musicieren und sind Messkünstler ... Übrigens ist ihr Umgang natürlich leicht und ungezwungen; ihr Witz fließt von ihrem Geiste weg; er ist glücklich. Zwischen einer Sächsin und einer Wienerin ist eben der Unterschied, der sich zwischen einer Drehpuppe und der Natur befindet ... Diese Eigenschaften werden durch eine unverzeihliche Schwachheit für den Müßiggang und ein bequemes Leben ins Gleichgewicht gesetzt. Wer

das Sinnbild einer Wienerin malen wollte, müsste sich nach der Zeichnung des Carracci richten: er müsste eine Venus malen, zu deren Füßen eine Schildkröte sitzt ... Die Wiener besitzen alle Tugenden, welche die Bürger zu Paris berühmt machen, und keines der Laster, welche die Bürger zu London beschimpfen. Sie besitzen Vaterlandsliebe, Treue für den Regenten, den Ehrgeiz eines Bürgers und den Fleiß eines Unterthanen."

Ein launiges Stimmungsbild der herrschenden Indolenz entwarf Wekhrlin anläslich der Schilderung der öffentlichen Bibliotheken. „Um in der Windhagischen Bibliothek einen Autor zu finden, werden ungefähr zwei Stunden erfordert. Nun ist aber die Bibliothek nicht länger als so lang geöffnet; folglich ist es unmöglich, zu etwas zu gelangen, es sei denn, dass der Bibliothekar und das Buch einander auf dem Wege begegnen. Der Bibliothekar ist ein ganz feiner junger Mönch, der vielleicht einiger Erleuchtung fähig wäre, wenn ihn die Regel nicht daran verhinderte. Als ich in die Bibliothek trat, betete er an einem Pulte sein Brevier. Zu seiner Seite saß ein Schreiber, der einen Roman las, welcher ‚Das Reich der Geister' betitelt war. Diese Umstände erweckten in mir traurige Ahnungen. Ich bat mir den zweiten Band von Bayles Wörterbuch aus. Erstlich fragte mich der fromme Pater, ob dieser Autor unter die Philosophos, unter die Theologos, unter die Juristas oder unter die Medicos gehöre — denn in diese vier Classen war sein Katalog eingetheilt. Zweitens, ob er hebräisch, griechisch oder lateinisch geschrieben habe? Ich antwortete, dass er weder zu der einen, noch zu der anderen Classe zu gehören die Ehre hätte: es wäre ein Criticus und hätte französisch geschrieben. Hier runzelte der Bibliothekar die Stirne."

Nach der Ansicht unseres Aufklärers war es der Schutzengel Österreichs, welcher Franz I. krönte. Niemals hat ihm die Staatskunst eine glücklichere Vereinigung gestiftet, niemals Hymen ein liebenswürdigeres Paar mit seinem Bunde umschlungen. Das Heil des Staates erwartete diese Verbindung. Franz und Maria Theresia rechtfertigten eine solche Erwartung durch eine zahlreiche Familie, die sie dem Staate schenkten, vermöge welcher alle Reiche Europas sich so untereinander verknüpften, dass Friede und Ruhe zum gemeinschaftlichen Interesse wurden.

Über dem Glorreichen der Regierung Maria Theresias vergaß er jedoch nicht ihrer Schattenseiten. So verspottete er ihr oft kleinliches Vorgehen gegen die Denkfreiheit, indem er ein tragikomisches Bild der „Censurboutike" lieferte, in welcher er in einer Ecke einen Menschen sitzen sah, der, eine große Schere in der Hand, beschäftigt war, den von der Censur bei ihrer letzten Sitzung verurtheilten Autoren die Köpfe abzuzwicken.

In Josef II. erblickte er den Erben aller Größe und aller Tugenden seiner Ahnen; er fand, dass Josef in den ersten drei Jahren seiner Mitregierung mehr für die Menschheit gethan habe als Antonin und Marc Aurel in der glänzendsten Zeit ihres Herrscherthums. Der hochherzige Menschenfreund auf dem Throne, der in dem sogenannten Gardegange der Hofburg zu verschiedenen Tageszeiten persönlich Umschau

hielt, ob niemand zugegen sei, welcher Gehör verlange oder eine Bittschrift an ihn zu überreichen habe, erschien unserem Gewährsmanne wie ein ein Meer von Licht ausstrahlender Cherub, der die Geschenke der Gottheit unter die Menschen austheilt. „Wenn die Tapferkeit," bemerkt er, „unter den Tugenden der Könige die älteste ist, so ist die Gerechtigkeit die schönste. Sie ist die Lieblingstugend des Kaisers." Dieser flößte Wekhrlin auch dann, als sein zehnjähriger Aufenthalt in Wien einen disharmonischen Abschluss gefunden hatte, unbedingte Bewunderung ein. Wie wenige seiner Zeitgenossen verstand er es, die Verdienste des unvergesslichen Kaisers an dem Zustande der Cultur vor ihm zu messen. „Wie lang ist's," rief er in dem „Grauen Ungeheuer" aus, „dass wir Hexen verbrannt und Teufelsbanner gefoltert haben?" Dann zählte er eine stattliche Reihe unduldsamer Thaten auf, um gleichsam auf eine schwarze Folie das leuchtende Bild „Josefs des Unvergleichlichen" zu malen.

Obschon viele der uns hier begegnenden Urtheile als obsolet, überholt und correcturbedürftig gelten müssen, obschon wir, die Söhne einer Gegenwart, deren gesammter Culturgehalt über jenen der „Aufklärungsperiode" längst hinausgediehen ist, fast überall mit Leichtigkeit die Einflüsse der einseitig geschliffenen Brille nachzuweisen vermögen, durch welche der heißspornige Aufklärer Menschen und Dinge betrachtet hat: so bieten uns dennoch seine Aufzeichnungen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur älteren Literatur über unsere geliebte Vaterstadt; zum mindesten zeigen sie eine Bevölkerung, die, freilich zusehr dem physischen Behagen nachhangend, aber an sich tüchtig, in sich einig, in sittlicher Unberührtheit, bürgerlicher und kirchlicher Disciplin aufwuchs und so bei friedlicher, stetiger Arbeit den Boden schuf für das großartige, mächtig emporgeblühte Wien von heute — eine zwingende Illustration zum Satze: „Concordia res crescunt!"

Dr. Bernhard Münz.

Johann Rautenstrauch.

Unter den Männern, welche zur Zeit der Aufklärung im Vordergrunde des Wiener literarischen Lebens standen, ist Johann Rautenstrauch, wenn auch gerade kein führender Geist, so doch einer der am meisten genannten und wirkungsvollsten Schriftsteller gewesen. Ohne tiefere gelehrte Bildung, ohne die freie Weite des Blickes, ein Mangel, den er übrigens mit vielen seiner Mitstrebenden gemein hatte, besaß er die Gabe scharfer Beobachtung, welche ihn zum dramatischen Dichter des kleineren alltäglichen Lebens und zum geißelnden Sittenschilderer mancher gesellschaftlicher Schäden befähigte, und eine Flinkheit und Gewandtheit in der Führung der Feder, dass man ihn wohl am besten damit charakterisieren könnte, wenn man ihn einen der tüchtigsten, begabtesten und einflussreichsten Journalisten der österreichischen Aufklärungsperiode nennt. Denn abgesehen von seinen Theaterstücken, von welchen das Lustspiel „Der Jurist und der Bauer" seinen Namen in

ganz Deutschland berühmt machte, ist seine übrige schriftstellerische Thätigkeit, und man kann sagen selbst auf dem Gebiete lyrischer Dichtung eine journalistische. Er diente dem Tage mit der vollen Kraft seiner Talente, welche er freilich auf die nichtigsten Dinge mehr vergeudete und zersplitterte, als dass er sie zu einheitlichem Schaffen gesammelt hätte. Obwohl er sich gewiss zeitlebens als Dichter fühlte, hat er kaum in sich den Drang verspürt, ein monumentum aere perennius sich zu erschreiben. Alles Mögliche, was sich für eine öffentliche Erörterung verwerten ließ, griff er auf. Sein Name ist mit der reichen Wiener Zeitungsliteratur jener Tage eng verknüpft. Er selbst war eine Reihe von Jahren hindurch Redacteur der berühmten „Realzeitung", und auch als selbständiger Herausgeber, zwar nicht in sehr glücklicher Weise, hat er sich versucht. Jurist, ohne ein System wissenschaftlich oder praktisch zu vertreten, sich mit den Schlagworten seiner Zeit begnügend, Philosoph ohne die faustische Begierde, Probleme zu erfassen, stand er wie die meisten Gebildeten seiner Epoche unter der das gesammte geistige Leben beherrschenden Macht der Aufklärung, deren politischem, moralischem und ästhetischem Ideale er mit fester Überzeugung sich hingab. Für diese setzte er sich sowohl auf dem Gebiete der Dichtkunst, als auf dem der Politik und des kleineren täglichen Lebens und zwar fast immer als ein Kämpfender, Angreifender ein. Er hat aufgewirbelt, aufgeregt und empört, und um jede seiner anklagenden Broschüren gruppiert sich ein ganzer Igel stacheliger Streitschriften, Antworten und Rückantworten, wie es einmal in jenen Zeiten beliebt war, da sich selbst ein Sonnenfels, von seinem größeren Vorbilde Lessing ganz zu geschweigen, von dieser geschmacklosen Art der Kritik nicht frei zu halten wusste. Er theilt dann mit den besten und begabtesten Köpfen des damaligen literarischen Österreich das keineswegs erhebende Schicksal, noch in seinen letzten Lebenstagen auf dem Standpunkte der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu beharren, während in Deutschland so gewaltige Individualitäten bereits das 19. Jahrhundert geistig inauguriert hatten. Gleich zahlreichen der damals in Wien zu Amt und Ehren gekommenen Literaten war er ein Ausländer und hatte bereits unter Maria Theresia seine Thätigkeit begonnen. Er war dann einer jener, welche mit lautem Rufe für das josefinische System eintraten. Heftig bekämpft und vielfach angefeindet, ist sein Name wie der so vieler einflussreicher Zeitgenossen bald aus dem Gedächtnisse der Nachwelt entschwunden. Wer kennt heute einen Klemm, den Vorkämpfer von Sonnenfels, den Herausgeber der ersten Wiener literarischen Zeitschrift, wer einen Gebler, einen Heufeld, den begabten und fruchtbaren Dramatiker, der selbst Lessings Beifall finden konnte? Sogar ein so vornehmes dramatisches Talent wie Ayrenhoff fristet in der Literaturgeschichte kaum mehr als seinen Namen. Und dennoch haben alle diese und noch manche andere seinerzeit viel genannte Männer sich um die Wiedererweckung der deutschen Dichtkunst in Österreich unvergängliche Verdienste erworben. Fast unvermittelt nach einer trostlosen Öde begann es auf einmal zu grünen und zu blühen, wenn auch erst nach Jahrzehnten die Früchte reifen sollten.

Maria Theresia und Josef II. begleiteten die literarischen und künstlerischen Bestrebungen mit ihrer kaiserlichen Huld. An solchem Beispiele begeisterte sich der mächtige und reiche Altadel Österreichs, in welchem der Kunst und den Künstlern ein thatkräftiger und warmer Förderer erstand. Dass es den Dichtern und Schriftstellern, welche vor allem um die Reinheit und Größe der Poesie kämpften, nicht gelang, Höhen zu erklimmen, während sie auf anderen Kunstgebieten erreicht wurden, ist eine Erscheinung, wie sie die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit auch sonst oft zeigt: ideale Güter der Kunst werden nicht immer auf jenem Gebiete gewonnen, auf welchem der Kampf um sie entbrannte.

Während aber die literaturgeschichtliche Detailforschung sich bereits mit den kleineren und kleinsten Dichtergruppen Deutschlands und mit den zu ihnen gehörigen, oft sehr unbedeutenden Persönlichkeiten aufs eifrigste beschäftigte, sind die österreichischen Schriftsteller vergangener Perioden von der Wissenschaft ziemlich vernachlässigt worden. Ihrem Leben und Wirken nachzuspüren und zu versuchen, in ihren Ideen wie in einem Spiegel das getreue Gegenbild ihrer Zeit aufzufangen, wäre gewiss eine verdienstvolle Aufgabe. So ist denn auch die Monographie über Johann Rautenstrauch von Dr. Eugen Schlesinger[1]) ein willkommener Beitrag zur literarischen Geschichte jener Tage.

Die Quellen zur Erforschung des Daseins und Wirkens Rautenstrauchs sind spärlich genug und auch nicht immer zuverlässig. Man ist bei ihm wie in den meisten ähnlichen Fällen fast vollständig auf Wurzbachs biographisches Lexikon angewiesen, ein in der Hinsicht unschätzbares Werk, welches jedoch einer ergänzenden und vielfach richtig stellenden Neubearbeitung dringend bedürfte. Schlesinger gelang es immerhin, noch einige wenige, aber wertvolle Documente für das Lebensbild Rautenstrauchs herbeizuschaffen. Vollständiges Licht über den Werdegang und die Schicksale dieses Schriftstellers hat indes auch seine Monographie nicht gebracht.

Was sich über das Leben Rautenstrauchs sagen lässt, ist in kurzen Worten gesagt. Er ist am 10. Jänner 1746 zu Erlangen geboren — Ort und Datum sind übrigens nicht durchaus verbürgt — kam wahrscheinlich frühzeitig nach Straßburg, wo er seine literarische Laufbahn begann, und reiste im Herbste 1770 — wir wissen nicht, durch welche Verhältnisse bestimmt — nach Wien, wo er nach den Spuren, soweit man sie verfolgen kann, dem Literatenberufe sich widmete, zu dem Theater Beziehungen suchte und fand und anfangs wohl mit mancherlei Noth und Entbehrung zu ringen hatte, aber es doch dank seinen Talenten ziemlich bald zu Ansehen und Anerkennung brachte. Am 8. December 1801 beschloss er sein kämpfereiches Dasein. Nach Kaiser Josefs Tode war der sonst so laute Mann etwas still geworden. So spärlich sind die Nachrichten besonders über die letzten Tage seines Lebens,

[1]) Johann Rautenstrauch (geb. 1746, gest. 1801). Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Österreich. Von Dr. Eugen Schlesinger. Wien 1897.

dass man nicht einmal weiß, ob Weib oder Kind an seinem Sarge trauerten. Da ist man denn bei einem Versuche, das Wesen seiner Persönlichkeit zu erfassen, beinahe ganz auf seine schriftstellerische Thätigkeit angewiesen.

Ungefähr 20 Jahre alt, trat er schon in Straßburg mit einem Lobliede auf diese Stadt („Das beglückte Straßburg") als Dichter auf. Er zeigt sich hierin in geradezu unglaublicher Naivität und Unselbständigkeit als sclavischer Nachahmer der Haller'schen „Alpen". Sogar die Vorrede des berühmten Werkes schrieb er beinahe wörtlich aus. In Straßburg war es, wo er seine ersten, wenn auch vielleicht nicht persönlichen Beziehungen zum Hause Habsburg fand. Zum Andenken an den vorübergehenden Straßburger Aufenthalt (am 7. Mai 1770) der später so unglücklich gewordenen Erzherzogin Maria Antoinette wurde ihr von dem damaligen Bürgermeister der Stadt ein auf weißem Atlas gedrucktes Gedicht („Der glücklichste Frühling"), dessen Verfasser Rautenstrauch war, überreicht. Text und Inhalt waren in Vergessenheit gerathen, das kostbare Original selbst verschwunden, bis es M. Thiébault zufällig bei einem Pariser Antiquar entdeckte und davon im Jahre 1870 einen Facsimilenachdruck in 20 Exemplaren veranstaltete. Zeitlebens hat sich Rautenstrauch als Dichter gefühlt, und wenn ihm auch mitunter pathetischer Schwung nicht abzuleugnen ist, so fehlte es ihm doch an bildender Kraft und an wahrhaft dichterischer Sprache. Seine lyrische Muse stellt er ganz in den Dienst der zeitgenössischen Ereignisse und der josefinischen Aufklärungsbestrebungen. Als überzeugter österreichischer Patriot begleitet er die großen Tagesgeschehnisse mit seinen Flugblättern in Versen. Er dichtet Kriegslieder für Josefs Heere, besingt Josefs Reise nach dem Schauplatze des bayerischen Erbfolgekrieges und ist immer als einer der begeistertsten und lautesten Rufer zu vernehmen, wenn es gilt, für Österreich und sein Haus ein kräftiges und entschiedenes Wort zu sagen, für sie einzutreten oder sie gegen Angriffe aller Art zu vertheidigen. So sind seine Gedichte, vermögen sie auch nicht unsere ästhetischen Forderungen zu befriedigen, wertvolle Documente der Stimmungen und Ansichten jener zahlreichen Partei, welche mit wahrer Begeisterung für die Ideale Josefs II. kämpfte. Seinen größten Erfolg aber feierte Rautenstrauch auf dramatischem Gebiete. Von Haus aus muss er schon eine Neigung zum Theater gehabt haben. Denn bald nachdem er in Wien seine bleibende Stätte gefunden hatte, trat er in Beziehungen zu Stephanie dem Älteren. Auch mit der Geschichte des Landstraßner Theaters ist sein Name verknüpft. Er kaufte das Schauspielhaus auf der Landstraße und erwarb die Erlaubnis, Vorstellungen daselbst zu geben. Aber er hatte kein Glück damit. Die Bühne war nur von kurzem Bestand, und wenn sie Bäuerle in seinen Memoiren einen Hühner- und Gänsestall nennt, kann man sich wohl selbst ausmalen, wie es mit den Vorstellungen ausgesehen haben mag.

Als Theaterdichter war Rautenstrauch ein unbedingter Anhänger der Reformbestrebungen Sonnenfels'. Er begann gleich so vielen anderen

mit Übersetzungen französischer Stücke, um dann zu originaler Production fortzuschreiten. Wie zu allen Zeiten, wenn es galt, neuen Strömungen auf dem Gebiete der Dichtkunst zum Siege zu verhelfen, berief man sich auch damals auf die Natur. „Wir hassen das Übertriebene," sagt Rautenstrauch einmal, „je getreuer das Bild nach der Natur, desto mehr schätzen wir es."

Seinen Ruf als dramatischer Dichter begründete Rautenstrauch durch sein im Jahre 1773 veröffentlichtes Lustspiel „Der Jurist und der Bauer". Das Stück hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Es wurde in Wien und in den ersten Theaterstädten Deutschlands zu einem lange beliebten Repertoirestück. In Mannheim allein wurde es bis zum Jahre 1856 81male aufgeführt! Der Gegensatz von Stadt und Land, von Herr und Bauer, von advocatischer Verschmitztheit und natürlichem Rechtssinn verschaffte diesem übrigens recht harmlosen und biedermänischen Lustspiele einen Beifall, der uns heute beinahe unbegreiflich erscheint. Allerdings darf man nicht vergessen, dass es zu einer Zeit geschrieben wurde, als die deutsche dramatische Kunst erst begonnen hatte, sich der fremden Fesseln zu entledigen. Die wenigen Meisterwerke, welche unsere Literatur damals aufzuweisen hatte, konnten kein Repertoire ausfüllen. Und Ware hat es auf dem Gebiete der Kunst immer gegeben und wird es immer geben müssen. Der Griff in einfachere, natürlichere Lebensverhältnisse, welchen Rautenstrauch mit dem Stücke that, mochte den Zeitgenossen in ganz anderem Maße als heutzutage uns fühlbar werden. Dazu kam noch, dass das Stück Rollen hatte, nach denen die Schauspieler mit Begierde haschten. So trug in Wien zu seinem großen Erfolge vor allem das Spiel der genialen Adamberger bei, welche das naive Landmädchen Rosina gab. Auch sonst wurde diese Rolle von jungen Schauspielerinnen gerne zum Debut gewählt. Selbst Iffland trat in dem Stücke auf.

Als Historiker war Rautenstrauch ebenfalls thätig. Die hierher gehörigen Werke bieten heute noch manches für die Geschichte jener Tage wertvolle Material. Im Jahre 1779 wagte er sich an eine Biographie Maria Theresias, welche mit großer Spannung erwartet wurde, aber gründlich enttäuschte. Sie war derart unbedeutend, oberflächlich und beinahe nur Anekdotenkram, dass sie von den verschiedensten Seiten auf das heftigste angegriffen wurde. Besonders traf Rautenstrauch die überaus grobe Kritik von Riedel, einem Mitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künste. Er wusste sich augenblicklich nicht anders Rath, als in einem kühnen Schritte sich an die Kaiserin selbst mit der Bitte zu wenden, die Beschlagnahme und Vernichtung der Riedel'schen Schrift auszusprechen. Die salamonische Entscheidung Maria Theresias, welche ihren nach Wahrheit und Gerechtigkeit gehenden Sinn so ausgezeichnet charakterisiert, lautete: „Rautenstrauch soll seine Privathändel mit jenen des Staates nicht vermengen. Sind die ihm von Riedel gemachten Vorwürfe gegründet, so hat er solches und noch ein Mehreres verdient. Sind sie nicht gegründet, so zeige er es dem Publico und beschäme dadurch seinen Gegner als einen Ver-

läumder. Diese meine Resolution ist beiden Theilen bekannt zu geben und der Verkauf des Riedel'schen Druckes ohne alles Bedenken zu gestatten." Trotz der Mängel wurde die Biographie, welche bis zum Jahre 1779 reicht, viel gelesen und benützt.

Unter der Regierung Josefs II. entfaltete Rautenstrauch eine reiche Thätigkeit als politischer Schriftsteller. Namentlich für die kirchlichen Reformbestrebungen Josefs setzte sich Rautenstrauch mit der ganzen Macht seiner Feder und seiner Autorität ein. Als dann die Kunde von der Reise Pius' VI. durch die Welt lief und vor allem in Wien ungeheures Aufsehen erregte und zahllose Flugschriften, Reden und Gedichte hervorrief, da war es wieder Rautenstrauch, der neben Sonnenfels, Denis und Blumauer mit seinen Broschüren über dieses welthistorische Ereignis die größte Wirkung erzielte. Bei dem heftigen Kampfe, welcher infolge der Neuerungen entbrannt war, ist es nicht zu verwundern, dass Rautenstrauch, welcher nicht immer mit den feinsten Waffen stritt und keine Person scheute, von der Gegenpartei auf das bitterste befehdet wurde. Die Streitschriften, welche sich an jede einzelne Publication Rautenstrauchs anknüpften, sind keine erquickliche Lectüre. Leider haben sich die Gegner der Aufklärung und des josefinischen Systems auch noch bis in die neuere Zeit herauf hinreißen lassen, Rautenstrauchs Charakter und Stellung dem kaiserlichen Hause gegenüber zu verunglimpfen und zu beflecken. Dass er bis ins Innerste ein überzeugter Anhänger der josefinischen Politik gewesen und nicht aus rein selbstischen Motiven dafür eingetreten ist, dass er mit der ganzen Persönlichkeit in den freien Anschauungen seines Jahrhunderts wurzelte, das zeigt seine spätere Klage, dass die Hoffnungen in die Regierung Kaiser Josefs trügerische waren, da man an Freiheiten zurückzunehmen scheine, was man gegeben habe.

Wie sehr Rautenstrauch Wiener geworden ist, beweisen seine Schriften, in welchen er die Schwachheiten der Wiener oder wienerische Zustände bespricht und bekämpft. Die hierher gehörigen Broschüren muthen uns mitunter an, als ob sie einen modernen raisonnierenden Wiener Schriftsteller zum Verfasser hätten. Obwohl in ihnen manchmal ein köstlicher Humor hervorbricht, sind sie doch von vielzu ernstem sittlichen Pathos und schneidender Schärfe, um nur Lachen zu erregen. Für das Charakterbild Rautenstrauchs sind sie umso wertvoller, als ja die Nachrichten über ihn so kärglich sind und das Wesen seiner Persönlichkeit durch seine Streitschriften und die Angriffe der Gegner so sehr verdunkelt wird. Das Leitmotiv ist das Phäakenthum des leichtlebigen Wieners, dessen größte Sorge die Bequemlichkeit, dessen Element der Wagen sei, und der die Wohlfahrt des Staates nach dem Preise der steirischen Kapaune berechne, und der, wenn der Grinzinger und der Ofner Wein gerathen, überzeugt sei, dass es nur ein Wien gibt. Von außerordentlicher Wirkung war seine Abhandlung „über die Stubenmädchen in Wien" (1781), worin er arge moralische Schäden bloßlegte, welche zwar keinem unbekannt waren, aber niemals mit solchem Ernste und mit solcher Kraft treffendster Satire erörtert

worden waren. Die Schrift hatte eine ganze Literatur über die Stubenmädchen im Gefolge.

So stellt sich uns Rautenstrauch, wenn wir seine literarische Thätigkeit überblicken, als eine vielbegabte, von edlen sittlichen Anschauungen durchdrungene Persönlichkeit entgegen. Aber es fehlt seiner Thätigkeit der erhabene Zug. Etwas Kleinliches, Nichtiges und Beschränktes haben wohl sämmtliche Schriftsteller der Aufklärung an sich, selbst die hervorragendsten unter ihnen. Ihm gebrach es wie seinen Freunden, welche in den Ideen der Aufklärung das ganze Räthsel der Welt und alle Fragen der Cultur aufgelöst sahen, an einem großen, hinreißenden Ideale und an der freien Anschauung der Natur. Und auf manche seiner so wirkungsvollen Schriften passt Goethes Wort über Blumauers Äneide, als sie ihm 1820 in die Hände gekommen war: „Ich erschrak ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine so grenzenlose Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte sein können." So gilt uns Rautenstrauch mehr als Typus der österreichischen Schriftsteller jener Epoche denn als Dichter und Schriftsteller selbst, mehr als Mensch denn als Künstler, mehr als Vorläufer einer reinen und hohen deutschen Dichtung in Österreich denn als eigene künstlerische Individualität. Er und seine Gesinnungsgenossen haben es versucht, das literarische Schaffen Österreichs in würdiger und ebenbürtiger Weise wieder in das mächtige Kunst- und Geistesleben der Deutschen einzureihen, und wenn wir mit Stolz auf einen Grillparzer, Lenau, Bauernfeld, Anzengruber u. a. hinweisen, sollen wir nicht jener vergessen, welche den Weg zu einem so reichen geistigen Streben in unserem Vaterlande gebahnt haben.

Wien. Camillo V. Susan.

❦

Geschichte der deutschen Literatur als Abriss und Repetitorium für Schüler österreichisch-ungarischer Lehranstalten. Von Dr. Albert Zipper. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag von Schworella & Heick. Wien 1898.

Im Jahre 1886 ist die erste Auflage dieses verdienstvollen Literaturcompendiums erschienen. Sein Verfasser, der bekannte, als Schriftsteller wie als Pädagog gleich tüchtige Professor am k. k. II. Obergymnasium zu Lemberg, schuf darin ein Hilfsbuch, das den Studierenden unserer Lehranstalten eine anregende, fast unentbehrliche Stütze geworden. Der einfache, leicht verständliche Vortrag, die sorgfältige Auswahl und Anordnung des Stoffes, die glückliche Vermeidung unfruchtbarer Namen, Zahlen und Umstände, dies alles waren Vorzüge, die dem Verfasser und seinem Werke Anerkennung und gerechte Würdigung bringen mussten. Nun hat Prof. Zipper, dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechend, eine zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage seiner Literaturgeschichte veranstaltet. Trotz der Ausdehnung und theilweisen Veränderung des Inhaltes sind die leitenden Grundsätze derselben die nämlichen geblieben. Worum es hier dem Verfasser vornehmlich zu thun gewesen, das spricht

er recht deutlich in dem Vorwort aus: „Mein Bestreben gieng dahin, die Zeichnung mehr ins einzelne auszuführen, ohne dass hierdurch die Hauptlinien verwischt würden. Auch die Jahreszahlen finden sich nun ungleich stärker vertreten als in der ersten Auflage. Doch bin ich keineswegs der Meinung, als ob sie alle dem Gedächtnis eingeprägt werden sollten! Viele von ihnen stehen da, damit man gegebenenfalls das genaue Datum ablesen könne, sonst sollen sie bloß dazu dienen, den Synchronismus in großen Zügen festzustellen. Was gleichzeitig war, was voran gieng, darauf kommt es in erster Reihe an, nur verhältnismäßig wenige Jahreszahlen sind interessant und wichtig genug, um auf der Stufe, für welche dieser Leitfaden bestimmt ist, eingelernt zu werden. Zum erstenmale, soviel ich weiß, sind in einem Buche dieses Inhaltes minder bekannten Städtenamen nähere geographische Bestimmungen beigefügt. Die Kenntnis der geographischen Lage ist ja gewiss nothwendig, soll der geographische Name nicht bloß leerer Schall bleiben; und leeren Schall, der ja in dem gesammten Gebiet der Pädagogik nur Unheil anrichten muss, zu vermeiden, war mein Leitstern bei dieser für Schüler bestimmten Arbeit."

Die neuesten Resultate der Forschung berücksichtigend, gibt der Verfasser in knappen Umrissen ein übersichtliches und systematisches Bild der deutschen Literaturentwicklung von den ältesten Anfängen bis auf die heutige Zeit. Von den frühesten Spuren deutscher Dichtung ausgehend, behandelt er in der „Althochdeutschen Periode" der Reihe nach die nationale Sage, das Hildebrandlied, die geistliche Dichtung unter den Karolingern und die weltliche unter den Ottonen. Nach einer allgemeinen Charakteristik der „Mittelhochdeutschen Periode" setzt er das Wesen und die Bedeutung der großen und kleineren Volksepen, der höfischen Epik auseinander und bespricht die Schwänke und Reimchroniken, das Thierepos, den Minnesang, die didaktische Dichtung und die Prosaliteratur. In der „Neuhochdeutschen Periode" erörtert er die Entfaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache, die Narrenliteratur, die literarische Thätigkeit von Luther, Hutten, Hans Sachs und Fischart, zuletzt die Volksbücher und ihren sprachlichen und künstlerischen Wert. Mit der Gelehrtenpoesie leitet er die „Neue Zeit" ein und wendet sich sodann der Schilderung der literarischen Zustände während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu, um zuletzt in breiteren und ausgeprägten Zügen die Classik und Romantik sammt ihren Vertretern und Epigonen, die Sänger der Befreiungskriege, den schwäbischen Dichterkreis und das Junge Deutschland uns vor Augen zu führen. Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser der österreichischen Dichtung, und mit seltener Wärme entwirft er ein Bild ihrer Entwicklung und Eigenart. Mit einem sorgfältig skizzierten Verzeichnis bekannterer Dichter des 19. Jahrhunderts schließt Prof. Zipper seine wohlgereifte, für den Schul- wie für den Privatgebrauch im besten Sinne geeignete Arbeit ab.

L. G.



Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Österreichische Monatsschrift für den öffentlichen Baudienst. Amtliches Fachblatt, herausgegeben im k. k. Ministerium des Innern. Redacteur: Alfred Ritter Weber von Ebenhof, k. k. Ober-Baurath. Redacteur-Stellvertreter: Dipl. Arch. Heinrich Köchlin, k. k. Baurath, und Hugo Franz, k. k. Baurath. Jahrgang V. Heft IV. Wien 1899. Amtliche Mittheilungen. — Der Wiener Rathhauskeller. (Hierzu Tafel 13.) — Die Schwurplatz-Donaubrücke in Budapest. Mitgetheilt von Alois Meißner. (Hierzu Tafel 14.) — Allgemeine Erörterungen. — Kleinere Mittheilungen. — Rundschau technischer Zeitschriften. — Ankündigung und Beurtheilung technischer Werke.

Allgemeine Bauzeitung. Österreichische Vierteljahrschrift für den öffentlichen Baudienst. Herausgegeben im k. k. Ministerium des Innern. Redacteur: Alfred Ritter Weber von Ebenhof, k. k. Ober-Baurath. Redacteur-Stellvertreter: Dipl. Arch. Heinrich Köchlin, k. k. Ober-Ingenieur, und Hugo Franz, k. k. Baurath. 64. Jahrgang. 2. Heft. Wien 1899. Der Neubau der Johannes-Brücke in Ischl. Von Karl Haberkalt, k. k. Baurath. (Hierzu Taf. Nr. 14—16.) — Ausbau der katholischen St. Peter- und Pauls-Pfarrkirche in Geinsheim. Entworfen und ausgeführt von Franz Jakob Schmitt, Architekt in München. (Hierzu Taf. Nr. 17—20.) — Bericht über den VII. Internationalen Schiffahrts-Congress in Brüssel 1898. Erstattet von k. k. Binnenschiffahrts-Inspector Regierungsrath A. Schromm. (Hierzu Tafel Nr. 21—33.)

Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Herausgegeben unter der Leitung Seiner Excellenz des Präsidenten dieser Commission Dr. Josef Alexander Freiherrn von Helfert. Redacteur: Dr. Karl Lind. 24. Band, 4. Heft. Neue Folge. Wien und Leipzig 1898. Müller, Rudolf, Conservator: Über einige Kunstalterthümer im Norden von Böhmen. (Mit 3 Tafeln und 2 Textbildern.) — Siber, Alphons: Bericht über die Restaurierungstechnik in Pellizzano mit besonderer Berücksichtigung des Fresco. — Grueber, Paul, Conservator: Die Rosenkranzkirche in Maria-Wörth und die Kirche in Zeltschach. (Mit 1 Tafel und 15 im Texte und auf einer Tafel vertheilten Illustrationen.) — Lind, Karl, Dr.: Ein altes Glasgemälde in der Sammlung des Museums Francisco-Carolinum zu Linz. (Mit 1 Tafel.) — Melicher, Theophil: Die Malereirestaurierung in der Kirche zu Taisten. — Kulstrunk, Franz: Der Thurm zu Velben. (Mit 1 Tafel und 3 Text-Illustrationen.) — Houdek, V., Correspondent: Ein Speculum humanae salvationis der Neureischer Stiftsbibliothek. (Mit 12 Text-Illustrationen.) — Rieal, Conservator, Bergrath: Reste einer altchristlichen Basilica im Boden Celejas. (Mit 8 Text-Illustrationen und 5 Tafeln.) — Tomkowicz, Stanislaus v., Conservator Dr.: Zwei in letzter Zeit

restaurierte alterthümliche Häuser in Krakau. (Mit 1 Tafel und 3 Text-Illustrationen.) — Notizen. 108—141. (Mit 30 Text-Illustrationen.)

Kunst und Kunsthandwerk. Monatsschrift des k. k. Österr. Museums für Kunst und Industrie. Herausgegeben und redigiert von A. v. Scala. II. Jahrgang. Heft 4. Wien 1899. Antike Gläser mit Fadenverzierung. Von A. Kisa. — Das Stift St. Florian (III.). Von Albin Czerný. — Aus dem Wiener Kunstleben. Von Ludwig Hevesi. — Kleine Nachrichten. — Mittheilungen aus dem k. k. Österr. Museum. — Literatur des Kunstgewerbes.

Österreichische Statistik. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. LI. Band, 1. Heft. Wien 1898. Statistik der Unterrichts-Anstalten in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern für das Jahr 1894/95.

Statistische Monatsschrift. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. Neue Folge, IV. Jahrgang. (I. und II.) Jänner-Februar-Heft. Wien 1899. Ernte-Ergebnisse der wichtigsten Körnerfrüchte im Jahre 1898. Vom k. k. Ackerbauministerium zusammengestellt. — Die Zwangsarbeits- und Besserungs-Anstalten in Österreich und die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit im Jahre 1897. Von Dr. Johann Winckler. — Mittheilungen und Miscellen. — Hierzu als Beilage: Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen im Gewerbebetriebe in Österreich im Jahre 1897. Herausgegeben vom k. k. Arbeitsstatistischen Amte im Handels-Ministerium.

Österreichisches statistisches Handbuch für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Nebst einem Anhange für die gemeinsamen Angelegenheiten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Central-Commission. 16. Jahrgang 1897. Wien 1898.

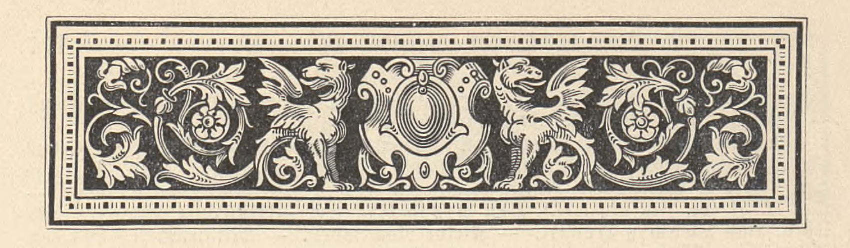
Statistische Mittheilungen über Steiermark. Herausgegeben vom statistischen Landesamte des Herzogthums Steiermark. V. Heft. Graz 1899. Statistisches Handbuch für die Selbstverwaltung in Steiermark. Erste Ausgabe.

Jahrbuch der kaiserlich-königlichen Geologischen Reichsanstalt. Jahrgang 1898. XLVIII. Band. 2. Heft. Wien 1898. Die Silurformation im östlichen Böhmen. Von Dr. Jaroslav J. Jahn. — Beitrag zur Kenntnis der Gesteine und Graphitvorkommnisse Ceylons. Von Max Diersche. Mit einer lithographierten Tafel (Nr. VII). — Geologische Beschreibung des südlichen Theiles des Karwendelgebirges. Von Otto Ampferer und Wilhelm Hammer in Innsbruck. Mit einer geologischen Karte in Farbendruck (Tafel Nr. VIII), einem tektonischen Übersichtskärtchen (Tafel Nr. IX) und 33 Zinkotypien im Text. — Über die chemische Zusammensetzung verschiedener Mineralwässer Ostböhmens. Von C. v. John.

K. k. Geologische Reichsanstalt: Jahres-Bericht für 1898. Erstattet vom Director Dr. G. Stache, k. k. Hofrath, in der Jahres-Sitzung am 24. Jänner 1899. Wien 1899.

K. k. Geologische Reichsanstalt: Erläuterungen zur Geologischen Karte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der Österr.-Ungar. Monarchie. NW-Gruppe Nr. 41, Freudenthal. (Zone 6, Col. XVII der Specialkarte der Österr.-Ungar. Monarchie im Maßstabe 1 : 75.000.) Von Dr. E. Tietze. Wien 1898.





Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Aus dem Croatischen.

Übersetzungen von Dr. Moriz v. Landwehr-Pragenau.
Wien.

Die Originale zu den nachstehenden Übersetzungen sind in einem kleinen Büchlein enthalten, welches der von der Verlagsbuchhandlung Prettner in Ragusa herausgegebenen „Nationalbibliothek" (Narodna biblioteka) als fünfundzwanzigster Band angehört. Es sind Volkslieder, die von Baldo Melkov Glavić gesammelt und ediert worden sind; theils entstammen sie mündlicher Überlieferung, theils handschriftlichen Aufzeichnungen. Unter die erstere Gruppe fällt nur das dritte der nachfolgenden Stücke; es ist ein in Ragusa gesungenes Lied, auf welches ich wegen seines culturhistorischen Interesses aufmerksam machen möchte, weil es eine Sentimentalität zeigt, die der sonstigen Anschauung des Volkes nicht entspricht. Das vierte Gedicht ist interessant durch das Hervortreten der Ansicht, dass das Mädchen berechtigt sei, seine individuelle Neigung als oberste Richtschnur bei der Heirat zu betrachten, beides Zeichen jener allmählichen Wandlung, die sich im Seelenleben des serbocroatischen Volkes vollzieht. Zugleich ist bei diesen wie bei den übrigen Gedichten das Eindringen des Reims als Folge fremden Einflusses zu gewahren, weshalb ich dem Herausgeber, welcher den Reim für ebenso national wie die reimlosen Verse erklärt, widersprechen zu müssen glaube. Das erste Stück habe ich ganz frei übersetzt und mich dabei nur im allgemeinen an den Gedankengang des Originals gehalten, welches, in begeisterten, aber fast unzusammenhangenden Versen voll von Aus- und Anrufen verfasst, beinahe wie das Stammeln eines Kindes klingt und gerade dadurch rührt. Plastisch sind die Vergleiche der Schiffe mit Pfauen und Schwänen. Was das zweite Gedicht anlangt, so habe ich mich in diesem so ziemlich an das Original binden können, mit Ausnahme jener Veränderungen, die hier und da infolge der gereimten Übersetzung unvermeidlich waren. Im Originale sind durch den Herausgeber aus mir unbekannten Gründen einige Verse unterdrückt worden, so nach Vers 4., 16., 18.,

24., 30. 2c. Vers 12 ist von mir, um nicht einen einzigen unpaarigen Vers im Gedicht belassen zu müssen, hinzugefügt worden. Das Gedicht zeigt an einigen Stellen nicht geringen poetischen Schwung und behandelt den Gegenstand im ganzen recht anmuthend. Amüsant ist dabei der Stolz und die Freude des Dichters darüber, wie gut sich seine Heimat gehalten hat, und die Bewunderung über die Prachtentfaltung bei dem Feste, welches ihm offenbar als etwas Unerhörtes erschien. Das Ganze trägt den Stempel des Volksthümlichen, nur die Erwähnung der Göttin Venus (Vers 52) stört etwas, und ich weiß nicht, wie sie zu erklären ist.

An Dalmatien.[1])

Ach, wie schön ist's doch in Deinen Gauen,
O Dalmatien! Deiner Berge Grauen
Und das Azurblau der Meereswellen,
Die an Deinem Felsgestad zerschellen,
Machen Dich gleich theuer meinem Herzen,
Gleich geliebt in Freuden und in Schmerzen,
Ob ich traulich weil' an Deinem Strande,
Ob ich Dein gedenk' in fernem Lande.
Wie sich doch die Brust voll Stolz mir weitet,
Wenn ich seh' vom steilen Uferrande,
Wie das Meer sich endlos vor mir breitet
Und darauf in schneeigem Gewande
Unsre Schiffe zieh'n im Schmuck der Segel
Pfauen gleich auf abgrundtiefen Wogen
Wie im Hof des Hauses oft der Vögel
Stolzester gar prächtig kommt gezogen,
Und ich seh', wie sie die Wässer spalten
Schwänen gleich in schneeigem Gefieder!
Aber ach, wie manche, die drin walten,
Sehen nie die liebe Heimat wieder,
Regen nimmer ihre flinken Glieder,
Wenn das Fahrzeug kehrt zum heim'schen Herde,
Sehen nie die theuren Lieben wieder,
Schlafen müd und fremd in fremder Erde!
O Dalmatien, Wiege meines Lebens,
Grund und Endziel alles meines Strebens,
O Du Mutter tapfrer Heldensöhne,
Da Du so in wunderbarer Schöne
Liegst vor meinen Augen ausgebreitet,
Wie sich da die Brust voll Stolz mir weitet —
Mag denn auch mein Ruf voll Stolz ertönen:
Heil Dalmatien, Heil Dalmatiens Söhnen!

[1]) Frei nach II. Abtheilung, Nr. 26, S. 194 f.

Der Kaiserbesuch in Orebići 1875.[1])

Noch lag Dunkel über Berg und Triften,
Als die Vila rief aus blauen Lüften:
„Pelješcanen, hört aus Vilenmunde
Eine frohe, viel ersehnte Kunde!
Franz Josephus, unser guter, weiser,
Hochberühmtem Stamm entspross'ner Kaiser,
Er verläſst das weiße Wien, das schöne,
Rüstet zum Empfang, Dalmatiens Söhne,
Denn der kaiserliche Herr in Gnaden
Wendet sich zu unseren Gestaden,
Scheuet nicht, uns Liebe zu beweisen,
Unbequemlichkeit und weite Reisen!
Denn der Kaiser und die mit ihm gehen,
Wollen unser schönes Land besehen
Und Dalmatiens Land und Städte schauen
Und die Flöß' und Schiffe, die wir bauen.
Jetzt ist's Zeit, das Rechte anzufangen,
Um den Kaiser festlich zu empfangen,
Daſs die hohen Herr'n aus Wien es sehen
Und der Kaiser selbst, wie wir's verstehen!" —
Alles, was nur in Pelješac lebet,
Auf der Vila Ruf vom Schlaf sich hebet,
Und nachdem sie ihren Ruf verstanden
Und genau den Sinn der Rede fanden,
Freu'n sie sich des unverhofften Glückes
Und des lang ersehnten Augenblickes,
Mühen sich mit Händen und mit Füßen,
Um den Kaiser würdig zu begrüßen.
Reich genug sind sie, sich nicht zu scheren
Um das Geld, wenn's heißt, den Kaiser ehren.
Und in kurzem alles war gerichtet,
Was zu solchem Zweck man nur erdichtet. —
Wenig Tage waren drauf vergangen,
Und schon können sie den Herrn empfangen.
Junges Volk bedecket alle Bahnen,
Und darüber flattern hoch die Fahnen,
Aus der Kehle jedes, der da stehet,
Laut der Živio-Ruf zum Himmel gehet.
Die Paläste waren reich geschmücket,
Ganz voll Seidenzeug, mit Gold gesticket,

[1]) II. Abtheilung, Nr. 28, S. 196—198. Orebić(i), auch Pelješac, ital. Sabbioncello, ist ein kleiner, 619 (1890) zählender Markt am Fuße des Monte Vipera auf der dalmatinischen Halbinsel Sabbioncello; gegenüber liegt die Insel Curzola (croat. Korčula) mit dem Hauptorte gleichen Namens.

Auf dem Wege, den der Kaiser schreitet,
Wird ein Blumenteppich ausgebreitet,
Und an beiden Seiten, wo er gehet,
Angereiht des Volkes Blüte stehet:
Capitäne, junge Schifferleute,
Alles kam zu dem Empfange heute
Und bei ihnen ihre schönen Frauen
Und die Mädchen, herrlich anzuschauen,
In der Schönheit gleich dem Morgensterne,
Im Gesicht der Lilie nicht so ferne,
In der Güte Honigbienen gleichend
Und an Anmuth nicht der Venus weichend. —
Als der Kaiser Orebić besehen,
Musste er bald wieder weiter gehen,
Zog des Wegs, den er sich vorgenommen,
Um nun auch nach Curzola zu kommen.
Hoch-Ruf gab es da von allen Seiten
Und das Schwenken einer Menge Fahnen,
Die im Winde mächtig aus sich breiten,
Wie viel's waren, lässt sich gar nicht ahnen,
So dass sie die Schiffe fast verstecken,
Wie die Wolken oft den Himmel decken.
Alle dann den Kaiser noch geleiten,
Ihm beim Abschied Freude zu bereiten,
„Živio!“ klang's von allen Seiten wieder,
Auf vom Meer und von den Bergen nieder. —
Wie die nächtigen Schatten nun sich senken,
Mochte niemand noch an Schlummer denken.
Um des Kaisers Freude zu vermehren,
Wollen sie noch etwas ihm bescheren,
Haben Lichter zahllos angezündet
Und dadurch der Welt das Fest verkündet.
Eher zählte man des Himmels Sterne
Als die goldnen Lichtlein nah und ferne,
Ganz Pelješac war ein Meer von Flammen,
Alles that zum Feste sich zusammen:
Davon wird so lang die Rede gehen,
Als dies Orebić am Meer wird stehen.

❦

Abschied von Mariechen.[1]

Ach, mein Mariechen, muss von Dir gehen,
Könnt' ich Dich doch nur einmal noch sehen!

---

[1]) I. Abtheilung, Nr. 20, S. 123. Versmaß: ´ — — — ´ \ ‖ ´ — — — ´ \

Ach, mein Mariechen, statt mich zu weiden
An Deinem Anblick, muss ich jetzt scheiden!
Wie Du mich quälest, liebliche Kleine,
Sieh, wie um Deine Liebe ich weine!
Mädchen, die Sehnsucht nach Deiner Liebe
Ist es, die fast zum Tode mich triebe!
Ach, mein Mariechen, o Du mein Leben,
Sag', warum muss ich stets nach Dir streben?
Weil ich nur athme, wenn ich Dich sehe,
Weil ich nur lebe Dir in der Nähe.
Drum, wenn Du flöhest weit durch die Meere,
Müsst' ich Dich finden, wär's noch so schwere.
Käm' ich zu Dir dann, Dich zu begrüßen,
Fiel' ich vor Freuden gleich Dir zu Füßen.
Würdest Du Dich des Sclaven erbarmen,
Der nach Dir schmachtet, wohl dann dem Armen!

Rath an ein Mädchen.[1])

Wuchs da auf die Tochter eines Weibes,
Hold von Antlitz, herrlich schönen Leibes,
Könntest Du rings um die Erde gehen,
Würdest Du doch keine Schönre sehen.
Aber ach, das Mädchen ist nicht glücklich,
Denn ihr Liebster ist gar unerquicklich,
Und sie nimmt ihn wahrlich ohne Liebe,
Und das ist's, was gern ich hintertriebe!
Ach, mein Mädchen, lass Dich nicht berücken,
Reichthum kann allein Dich nicht beglücken,
Und nicht lange wird's, o Mädchen, dauern,
So wirst Du Dein Los voll Gram betrauern,
Wirst dann sagen: Mutter, weh mir Armen,
Wollte Gott sich meiner doch erbarmen!
Und wirst fluchen der, die Dich geboren,
Dass durch sie Dein Lebensglück verloren!
Darum hör' mich, lasse Dich nicht drängen,
An den Ungeliebten Dich zu hängen,
Nimm ihn nicht, wie sehr man in Dich dringet,
Warte, bis das Glück den Rechten bringet!

---

[1]) II. Abtheilung, Nr. 19, S. 181.

Zwei Novelletten von Árpád v. Berczik.

I.

Die Jungfernrede.

Aus dem Ungarischen übersetzt von J. Th.

Budapest.

Der Ablegat wird eine Rede halten. Er hat es beschlossen. — — Er wurde gewählt.

Der Präses der Partei hatte ihm das Mandat übergeben. Er kam in die Residenz. Stellte sich im Club diesen und jenen vor, den Collegen, vor allen aber — natürlich vor allen! — den Excellenzherren.

Und er genoss die erste Ehre des Mandates: die Excellenzherren duzten ihn, oder was noch entzückender, berauschender ist, er sprach sie, er durfte sie mit Du ansprechen.

Das ist ja eine Kinderei! werden manche Skeptiker sagen — aber umsonst: das Mandat birgt seine gewissen Kinderkrankheiten.

Er spazierte die Clubsäle entlang und konnte sich an dem Tarokspiel der Großen, der Ruhmessäulen des Landes ergötzen.

Ist er selbst ein Spieler, so gewinnt er schnell Boden unter sich.

Das alles ist aber nur Vorspiel.

Der Vorhang rollt erst mit der Jungfernrede empor.

Soll er eine Rede halten oder nicht und wann? Soll er warten oder nicht? Soll er nur so gleich mit der Thür in das Haus fallen, oder wäre es vortheilhafter, wenn er zunächst noch das Terrain recognoscieren und den bedeutsamen Schritt erst wagen würde, wenn er sich schon einige Ortskenntnis angeeignet und die einzelnen Factoren kennen gelernt hätte?

Dazu gehört bloß ein Entschluss — aber ein großer. Eine misslungene Jungfernrede kann ihn für immer unmöglich machen oder wenigstens für lange — lange Zeiten.

Es gab wohl schon Parlamentsmatadore, die sich erst nach gründlichen Auffitzern, nach gewaltigen Blamagen zu ihrer Größe erhoben hatten. Ob er jedoch zu diesen gerechnet werden könnte?

Ein gewissenhafter Mann, der viel an sein Mandat gesetzt hat, der sich entweder durch Glück, durch Verbindungen, Freundschaften oder durch ungezählte Gastmähler, kameradschaftliche Trinkereien, schlachtfeste Soupers und gelungene Toaste zur Notabilität seiner Heimat aufgeschwungen hat, ein solcher fühlt die ganze Schwere seiner Situation. Das muss überlegt werden! Wenn er fehltrifft? O, dann richten ihn die Zeitungen, die grausamen Berichte vor dem gesammten Lande, und was noch schrecklicher ist, angesichts seiner Heimat zugrunde!

Nachdem er dies alles hundertmal erwogen, überlegt hatte, entschloss er sich doch zu seinem ersten Auftreten.

Da ist die Budgetdebatte, eine gute Gelegenheit, die man erfassen muss.

Sprichwörter schwirrten ihm durch den Kopf, und obwohl manche zur Vorsicht mahnten, ungefähr auf die Weise: Du musst Dich klug auf den Wagen Fortunas setzen und genau achten, dass Du nicht stürzest, so räth ein alter Studentenspruch zum kühnen Wagen, „denn mit dem Kühnen ist das Glück".

Nun, wenn nur Kühnheit nöthig ist, das findet sich schon auch bei ihm!

Als er eines Morgens nach durchwachter Nacht mit dem Entschluss aufstand, mit seiner Jungfernrede vor die Rampe zu treten, da fühlte die ganze Familie die Bedeutung dieses Momentes: die Gattin ebenso wie die Kinder und die Dienerschaft.

Der junge Landesvater (?) war moros, mürrischer als gewöhnlich, denn seit er sein Mandat hatte, war seine sonst so heitere, freie Stirne sorgenumwölkt. Große Gedanken quälten ihn. Mein Gott, nicht jeder wird Ablegat, um sich dann nach 3 bis 4 Jahren als Chef einer Section oder als Rathgeber des Ministers in das Ministerium zu begeben! Manche träumen von einem Tisza, einem Apponyi, einem Szilágyi oder gar von einem Andrássy.

Ob vielleicht so ein ganz kleiner Tisza in ihm wohnt oder etwa ein winziges Stückchen von einem Andrássy in ihm steckt? Das kann man nicht wissen.

Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben. Der liebe Gott spendet Verstand nicht nur zu einem guten Amt, sondern manchmal auch zu einem Portefeuille; und was nicht ist, das kann werden.

Die erste Veränderung, die sowohl bei Tisch als in der Küche merklich wurde, bestand darin, dass er, der bisher alles verspeiste, was ihm vorgesetzt wurde, seit einiger Zeit sogar das sonst so gelobte gefüllte Kraut zur Seite schob.

„Wie wagt Ihr mir so etwas aufzutischen?" fragte er erzürnt. (Wahrscheinlich empfand er es als einen oppositionellen Zwischenruf.)

Die Kinder präsentieren sich dem Papa vor dem Schulgang.

Der Papa bemerkt sie nicht.

Er ist zerstreut.

Die Frau betrachtet ihn sorgenvoll; der Mann antwortet kurz: „Mein Kind! Lass mich in Ruh', ich werde reden!"

Ach so! Er wird eine Rede halten. Damit ist alles erklärt. Die Gattin übersieht nun die Situation; und da sie eine gute Frau ist, die des Mannes Wünsche zu errathen weiß, so erkennt sie seine Ruhebedürftigkeit. Pst! Still! Ruhig! Der Papa wird eine Rede halten. Der gnädige Herr bereitet sich zu einer Rede vor. Dass ihn ja nichts störe!

Der junge Abgeordnete, der zukünftige „Jungfernredner", sperrt sich in sein Zimmer ein.

Die Frau verspricht, dass ihn niemand stören werde.

Für gewöhnlich begleicht er, der Gemahl, der Familienvater, alle Rechnungen; denn die Frau rechnet schlecht und wird stets betrogen; aber während sich der Mann zur ersten Rede vorbereitet, zahlt die Gemahlin sämmtliche Rechnungen des Spezereihändlers, des Fleischers,

des Gasunternehmers und der übrigen zum modernen Leben nöthigen Blutsauger aus, natürlich mit 20% Überzahlung.

Der Gemahl denkt nach. Oder wie er sich auszudrücken pflegt: er meditiert.

Wie soll er sprechen, in welcher Manier?

Seit Demosthenes verehrte die Menschheit manche große Redner. So einen Mirabeau, einen Danton und noch viele. Der eine sprach so, der andere wieder ganz anders. Der eine sprach ungekünstelt, einfach, wirkte aber mit dem Gewichte seiner Argumente; der andere war leidenschaftlich, heftig, alles mit sich reißend; der dritte warm, der vierte kalt, der fünfte — was weiß ich, wie jeder sprach, gewiss ist das eine, dass jeder seine Wirkung erzielte! Und das ist die Hauptsache!

In der Geschichte der Neuzeit kann man auch von solchen Oratoren lesen, die weder bedeutend noch berühmt waren, aber sich Anerkennung durch das eifrige Aufsuchen der Journalistengallerie erwarben. Einer seiner Freunde, der mit den Journalisten gute Freundschaft hielt und häufig in ihrer Gesellschaft nachtmahlte, bekam eine sehr anerkennende Kritik für eine Rede, um welcher willen sich Cicero nicht einmal, sondern zwei-, dreimal im Grabe umgedreht haben würde.

Schreckliche Tage und Stunden! Des Kampfes Stunden und Tage sind entsetzlich! Er kam schon auf den Gedanken, den ihm ein Freund noch bei der vorhergehenden Session im Vertrauen zugeflüstert hatte, auf den Gedanken, Hilfe zu nehmen. Dieser Freund nämlich wisse einen Schelm von Journalisten, der sehr billig, man könne sagen preiswürdig eine Rede verfasse, die dann nur eingelernt werden müsste. Um 20 Gulden sei eine Rede schwachen politischen Inhaltes erhältlich, um 40 Gulden eine Rede, die bereits auf höherem Niveau stehe, um 80 Gulden schreibe er eine Rede der höchsten Kunst.

Um 100 Gulden — hm, da existiere gar keine Rede, die sich mit jener vergleichen könnte, welche er um diesen Preis verfasse!

Aber entweder hat man Stolz — oder nicht.

Ihm ist so etwas unmöglich!

Seine Rede muss das Product seines Geistes sein; kein anderer soll sich für seinen Ruhm mühen!

Von seiner edlen Stirne soll der Schweiß der Geistesperlen fallen.

Und sie fielen auch.

Die Rede ward verfasst — das erstemal!

Wie wurde sie den nächsten Tag zerrissen — als er, vom Reichstag kommend, sah, dass ein Vorredner seine schönsten Argumente schon weggeschnappt hatte!

Schrecklich! Nun hat er keine Rede! Wenn er doch sprechen müsste, was thäte er dann? Wenn z. B. die neun Redner, die sich vor ihm gemeldet haben, sich löschen ließen und der Schriftführer ihn zur Rede aufrufen würde?

Nur rasch — rasch! Eine neue Rede muss hingeworfen werden! — Aber in welcher Manier?

Soll er so sprechen wie Deák oder vielleicht auf die Art wie — Ludwig Kossuth oder vielleicht gar — wie Franz Kossuth? —

Auch die zweite Rede ist auf dem Papier mit Interpunctationen für die zu erhoffenden Zustimmungen. Für diese war schon gesorgt, sie waren — noch ehe die Rede selbst war. Er hatte sie schon mit seinen Freunden besprochen, mit welchen er zu nachtmahlen pflegte; sie haben versprochen, dass sie ihn in seiner schweren Stunde nicht verlassen, dass sie getreulich an seiner Seite bleiben werden. Ein Freundesring wird ihn umgeben. Zwei sitzen rechts von ihm, drei links, hinter ihm vier, vor ihm fünf. Eine förmliche Leibgarde, welche ihn vor dem eventuellen Übertoben und Niederschreien beschützt. Und welche ihn aneifern, ihm Muth zusprechen — mit einem Worte, Stimmung machen soll.

Und wenn zum Schlusse vielleicht ein großer Erfolg kommen sollte, dann erzwingt die Garde die „fünf Minuten". Das Kennzeichen unserer bedeutenden Reden sind die „fünf Minuten".

Wenn der Präsident nach einer Rede eine Pause von fünf Minuten enuntiiert, so ist diese Rede schrecklich schön gelungen. Die Organe der Partei jubeln, der Redner wird zum Politiker ersten Ranges gestempelt, und auch die Zeitungen der Opposition ziehen sich zurück. Aber unser junger Landesvater wagt nicht, von fünf Minuten zu träumen. Er wäre zufrieden mit einer Pause von drei, zwei Minuten, ja sogar von einer halben Minute.

Und der Tag, der große, fürchterliche Tag nähert sich immer mehr. Zum Glück lässt sich niemand löschen, er behält Zeit genug, um sich vorzubereiten.

Unterdessen besucht er eifrig die Sitzungen, studiert die einzelnen Redner, die Manier und die Mimik der einzelnen Sprecher. Zuhause hält er vor dem Spiegel Probe, zu diesem Zwecke confisciert er den großen Toilettespiegel seiner Frau. Bald sieht er ein, dass er mit der rechten Hand nichts anzufangen weiß. Es fällt ihm Bismarcks Stift ein, welchen Bismarck stets gegen sein Pult gestemmt in der Hand hielt. Dies ist ein vorzügliches Mittel, der rechten Hand einige Thätigkeit zu sichern, sie an das Pult zu heften, jede Gesticulation unmöglich zu machen und der Hand doch den Schein eines Daseinszweckes zu verleihen.

Sogleich verschaffte er sich ein Dutzend Bismarckstifte. Nun hatte er alles — mit Ausnahme der Rede.

Jetzt setzte er sich und verfasste die vierte Rede im reinsten classischen Stil. Er hat sich endlich dennoch zu diesem Stil entschlossen. Eine classische, mit Citaten gespickte und einigermaßen in akademischer Form gehaltene Rede imponiert immer. Wenn sein Vortrag auch nicht gut wäre, so ist die Rede demungeachtet infolge ihres Inhaltes nicht zu ignorieren; so etwas pflegten die Journalisten doch nicht in den Koth zu zerren. Das Wissen und die Bildung werden doch stets anerkannt . . .

Nun war er endlich zufrieden, nur ist ihm zuhause nichts recht.

„Aber was willst Du denn eigentlich, Ferdinand?" fragt seine Frau eines Tages verzweifelt, nachdem er bereits drei Speisen als ungenießbar in die Küche zurückgeschickt hat.

„Eine Rede! Eine Jungfernrede!" ruft der junge Ablegat unbewusst — er hatte soeben seine letzte Rede in den Ofen gesteckt.

Mit einer Jungfernrede kann ihm aber nicht gedient werden. Die ist weder auf dem Repertoire der Frau noch auf dem der Köchin zu finden.

Die letzte Nacht schloss der junge Landesvater kein Auge. Er legte sich nieder ohne eine Rede und wachte auf, ohne dass ihm eine über Nacht in den Sinn gekommen wäre. Im Halbschlummer sprach er wohl wirr und unzusammenhangend, bald lispelnd, bald jäh aufschreiend, wodurch er seine Frau sehr erschreckte. Sie weckte ihn auf, und als er wieder einschlummerte, knirschte er mit den Zähnen. Gewiss wegen der Opposition. Dann lachte er hell und höhnisch auf. Er träumte und hielt sich wahrscheinlich für einen Oppositionellen, der den stotternden Anfänger verspottet.

Eine solche ominöse Nacht gieng dem denkwürdigen Tage voran, jenem Tage, an welchem die Frage des „Seins" oder des „Nichtseins" entschieden werden sollte.

Ob seinen Bezirk eine Null, ein Niemand vertritt, oder ob der Vertreter ein Mann ist, mit dem die Factoren des Landes rechnen werden, oder nur so ein Nichts, das ohnmächtig in das Nichts zurücksinkt?

Das ist das Räthsel; und ihm selbst löst sich dieses Räthsel erst um des Tages Mitte. Es ist wohl wahr, seit seiner frühesten Jugend fühlte er sich — nein, er war keine Null, und als er in die Blätter der Provinz begeisterte Leitartikel schrieb, da ahnte er so etwas, als ob auch für ihn zu eng wäre — dies Macedonien.

8 Uhr morgens. Er frühstückte. Thee, zwei Eier und Schinken. Pitt aß Eier, Fox aß Schinken. Aus Vorsicht hielt er es mit beiden; wenn er kein Pitt wird, so kann er ein Fox werden. Gern hätte er obendrein gerösteten Speck gegessen; das ist das Frühstück Karl Eötvös'. Aber zufällig war kein Speck zuhause.

Er nimmt den Hut vom Ständer. Da fällt ihm ein, es ist noch nicht zu spät, er könnte sich ja krank melden . . .

Doch nein! Dieser Gedanke ist seiner unwürdig, er weist ihn zurück. Was würde denn seine Frau von ihm halten, die schon alle ihre Freundinnen zu seiner Première geladen hat?

In nebliger, herbstlicher Stimmung sieht er die schlanken, stolzen Säulen des Museums auftauchen. Welches Glück ist es doch, Mitglied des Pairhauses zu sein! Da hat man keinen Wahlbezirk, da braucht man keine Rede zu halten; und wenn man sein Lebenlang schweigt und nur abstimmt, so ist es auch gut!

Er bleibt vor dem Denkmal Johann Aranys stehen; sein Auge bleibt an der Gestalt Nikolaus Toldis hangen. Wie tapfer und wie stolz sitzt dort der Held . . . Und auf einmal überkommt ihn die Tapferkeit . . .

War er ja doch ein Redner sein ganzes Leben hindurch. Wer konnte im ganzen Comitat einen besseren Toast ausbringen als er? Wenn er sich zur Rede erhob, so schwirrten ihm Ideen um Ideen durch den Kopf, und süße Rede floss von seinen Lippen ... Wagte jemand ihn zu unterbrechen, so mahnte er ihn witzig und treffend zur Ordnung.

Vor was bangt es ihm eigentlich, was fürchtet er?

Der Ungar — wenn er sonst nichts kann — Reden halten, das kann er! Es ist zu verwundern, dass unser Vater Árpád das Vaterland mit Waffen und nicht mit einem gelungenen Toast erobert hat. Nun also, was hat ihn so erschreckt? Ja freilich, etwas anderes ist das Comitat, der bekannte Kreis, die Verwandten, die Freunde, die voll Erwartung sind, wenn er spricht, in dem sicheren Gefühl, wenn dieser Mann aufsteht und spricht, dann kann es nichts Thörichtes werden!

Aber der Reichstag, das neue Publicum, die zweifelnden Parteifreunde, die böse Opposition, die lauernden Gallerien, die hinterlistigen und höhnenden Journalisten! ...

Noch kein Ablegat übergab mit solcher Entschlossenheit seinen Winterrock dem Diener wie er! Er hatte das Bewusstsein, dass mittags um 2 Uhr entweder der Rock dort hangen werde oder er selbst ...

Er tritt ein ...

Er setzt sich ...

Der Präsident enuntiiert dies und jenes ...

Er sieht die Uhr an! Sie tickt ... sein Herz klopft ...

Eine halbe Stunde verfliegt.

Der Schriftführer verliest einen Namen.

„Theodor Koronghy."

Er springt auf!

Aber er setzt sich gleich wieder. Er heißt ja nicht Theodor Koronghy, sondern Ferdinand Kisfalusy. Ein Glück, dass er seinen Namen noch weiß. Theodor Koronghy spricht ... er ist auch ein Anfänger. Er spricht sich seine Jungfernschaft herunter ... stotternd. Doch war er ein Oppositioneller, und obwohl er schwach sprach, half ihm die Opposition denn doch irgend auf eine Art aus der Klemme. Sie pflichten ihm bei, sie schreien: „Éljen!"

Theodor Koronghy setzt sich.

Rufe, Lärm ... der Präsident läutet!

Das Haus füllt sich. Die Regierungspartei strömt von den Corridoren herein. Der Freundesring umgibt ihn; vor ihm, hinter ihm, rechts und links ...

Der Schriftführer ruft schon zum zweitenmale seinen Namen aus. Er hört ihn nicht. Sein Nachbar zur Rechten gibt ihm einen leichten Mahnstoß.

Er springt auf.

Heiser beginnt er: „Geehrtes Haus!"

In diesem Moment heftet sich sein Blick an den Himmel — nein, an die Gallerie.

Dort gewahrt er seine Frau im Kreise ihrer Freundinnen, deren Gucker alle auf ihn gerichtet sind.

Eine eigenthümliche Wärme belebt seinen Körper.

Er beginnt zu reden. Er weiß nicht recht was, noch weniger, wie er spricht, aber er spricht leicht, flüssig, ohne Stockungen. Für den Anfang vollkommen genug. Auf einmal hört er: „Richtig!" Der Ruf kommt wohl nur aus dem Freundesring, doch wie ein Wiederhall klingt es auch über denselben hinaus.

Hm ... ah ... ist das so? ... Das ist ja nicht einmal so schwer ... Bisher sagte er ungefähr das, was er seinen Wählern vorgetragen hat ... Jetzt ... ach! ... er bleibt gleich stecken. Nicht doch! ... Es fällt ihm einer seiner Leitartikel aus dem Localblatte ein ... noch ein Leitartikel ... in jenem Provinzblatte hat ihn niemand bemerkt, hier findet er Beifall ... Was ist das? ... Lachen? ... Die erste „Heiterkeit" und zwar nicht von dort drüben, sondern von hier, von seiner Partei, seinen Freunden! Sein rechter Nachbar ruft: „Freundchen, das war ein Schlager!" — „Nur so fort, so fort!" hört er von links. „Das geht ja prächtig!"

Das gestörte Gleichgewicht kommt in Ordnung ... Die Pulsadern hämmern nicht mehr so stark ...

Ein Zwischenruf der Opposition ... er ignoriert ihn ...

Er freut sich, dass er den Faden nicht verliert. Er setzt fort und blickt zeitweise in seine Notizen. Diese Notizen sind wohl keine Notizen, hat er sich doch kein Wort notiert, aber die Pose, der Einblick in die Notizen steht gut und füllt die Pausen.

Das ist schon ein Fortschritt! In den ersten zehn Minuten hätte er um keine Welt Pause gehalten und in das Papier geblickt ...

Jetzt legt er das Papier nieder und fährt fort.

Wieder Zustimmung ... nein, das ist Beifall! Schau', schau' ... und die Hauptsache, es hat sich vor ihm ein förmlicher Kreis gebildet! Das ist nicht mehr der enge Ring seiner Freunde, das ist ein Kreis ... ja, ein förmlicher Kreis seiner Hörer, in welchen Kreis sich sogar ein Oppositioneller verirrt hat ... Der eine Hauptmatador der Opposition, der zu Beginn der Rede den Hut in die Hand genommen hatte und hinausgehen wollte, blieb unterwegs vor dem Podium des Präsidenten stehen. Von dort horchte er mit höhnischer Geringschätzung auf die Worte des Anfängers ... er gieng nicht hinaus, sondern concentrierte sich allmählich nach rückwärts und setzte sich auf seinen Platz!

Dies sieht der Redner deutlich, und auf diese Wahrnehmung hin vollzieht sich in ihm plötzlich eine Änderung ...

Die hören mir ja geradeso zu wie die Meinigen zuhause im Comitat; ich gefalle hier so wie in der Heimat; sie lachen hier ebenso wie in der Heimat, meine Rede wirkt hier ebenso wie in der Heimat!

So bin ich denn auch hier zuhause!

Das Selbstgefühl ist gekommen und mit ihm die Sicherheit! Seine Zunge löst sich, und er spricht, als ob er zuhause wäre. Geschickt, gescheit, sich erwärmend!

Der erste Applaus!

Die Sonne scheint herein, und ihr Strahl umleuchtet das Antlitz seiner Frau dort oben auf der Gallerie. Dieses Gesicht ist voll hellen Glanzes, es hätte nicht des Sonnenlichtes bedurft!

Das begeistert ihn noch mehr. Er fühlt in sich den Löwen erwachen.

Im Anfang war es nur ein Klügeln, dann ein Vertheidigen, zuletzt kam es zum Angriff.

Und er griff an auf Husaren-, auf Kurutzenweise!

Ein Hieb . . . und noch ein Hieb . . . und ein dritter Hieb! Es sind ja wahre Meisterhiebe!

Aber der letzte Hieb, der „sitzt".

Ein höhnischer Zwischenruf fliegt von drüben zu ihm. Bis dahin antwortete er nicht, er wagte nicht zu ripostieren.

Jetzt schlägt er schon zurück und zwar mit Glück. Die Partei ruft: „Éljen!" — und das sind schon „begeisterte Éljen-Rufe".

Er fühlte es, er ist auf dem rechten Weg, auf dem Wege des Erfolges!

Die Stimmung ist vorzüglich; nur noch ein gelungener Schluss, ein effectvolles kleines Feuerwerk, und alles ist gewonnen.

Und er gewann das Spiel!

Als er sich setzte, gratulierte man ihm allseitig, drei Minister kamen auf ihn zu und schüttelten ihm die Hand.

„Fünf Minuten . . . fünf Minuten!" tönt es von allen Seiten.

Der Präsident läutet.

„Ich suspendiere die Sitzung auf fünf Minuten!"



Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.